Lemberg, den 27. November 1932

Folge 48.

Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich.

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Die Mennoniten in Kleinpolen

In 2 Jahren werden es 150 Jahre sein, da Mennoniten zum ersten Mal galizischen Boden betraten und sich dortselbst ansiedelten. Klein war die Schar, die den Anfang damit machte. Nur 7 Familien unternahmen es im Frühjahr 1784, dem Rufe des huldreichen Kaisers Josef I. zu folgen. In den zwei nächsten Jahren folgten ihnen weitere 21 Familien. Ihr Drang nach besseren Lebensbedingungen und freier Religionsbetätigung ließ sie nicht vor den Unbilden zurückscheuen, die mit einer so weiten und umständlichen Reise verbunden waren. Die Kraft des Glaubens ließ sie alles mit Geduld und Demut ertragen und als sie schließlich an ihrem Ziel angelangt waren, da konnten sie nicht anders, als dem göttlichen Führer und Leiter von Herzen danken. Aus den Briefen, die uns aus jener Zeit erhalten geblieben sind, hören wir immer wieder diesen religiösen Grundton heraus. In einem dieser Briefe heißt es wörtlich: „Für diese gnädige Führung Gottes können wir Gott dem Allmächtigen nicht genug danken, wir haben erfahren, was David im 4. Psalm schreibt, daß Gott die Seinigen wunderlich führet; denn eine so weite Reise, nach unserer Berechnung beinahe 400 Stunden, sind wir von Gott, unserem Vater, um der Liebe willen, die er in Jesu zu uns getragen hat, beschirmet worden wie ein Augapfel im Auge. Dafür sei sein heiliger Name gelobt in alle Ewigkeit.“

Höchst wechselvoll war das Geschick dieser kleinen Schar. So manche Einbuße mußten sie im Laufe der Jahrzehnte erleiden. Schon 12 Jahre nach ihrer Einwanderung schieden von ihnen 14 Familien. Huterische Brüder aus Wiszenka (Rußland) hatten sie zu sich eingeladen. Die Zurückgebliebenen ließen sich aber nicht entmutigen. Mit bewunderungswürdiger Treue hielten sie an ihrer religiösen Eigenart fest. Aus ihren eigenen Reihen wählten sie Prediger und Aelteste, die für die religiöse Erbauung der Gemeinde stets vorbildlich sorgten. Die Beziehungen mit den Glaubensgenossen ihrer ehemaligen Heimat hielten sie mit viel Liebe aufrecht und schöpften aus deren Mitteilungen Kraft und Mut zum Ausharren in der Fremde und zum treuen Festhalten an dem von den Vätern ererbten Glauben.

Hand in Hand mit dem religiösen Eifer ging das Streben nach wirtschaftlichem Erfolg. Im Besitze einer durch Generationen hindurch erprobten Kolonisationsfähigkeit — ihre Vorfahren waren schon als Kolonisten aus der Schweiz in die Pfalz gezogen und da als besonders tüchtige Landleute geschützt —, waren sie den damals noch in Unwissenheit und Unfähigkeit steckenden Slaven von vornherein überlegen. In den Jahren von 1830 bis 1875 gelang es ihnen, ihren Besitzstand um das Mehrfache zu vergrößern. Im Jahre 1830 entstand durch Aufkauf eines Gutes die mennonitische Tochtersiedlung Neuhof. Bald darauf, im Jahre 1848, kaufte der aus Einsiedel stammende Faßbinder Peter Knitzi ein Gut von 1200 Hektar, auf dem er im Laufe der Jahre eine Reihe von Meierhöfen für seine Söhne und Schwiegersöhne anlegte. Dieser Neugründung folgte im Jahre 1850 die von Horożanna, 7 Kilometer von Falkenstein entfernt, wo sich 9 mennonitische Familien ansiedelten. Ein außerordentlich großzügig angelegtes Kolonisationsprogramm verwirklichte Peter Müller, ein Mann von hervorragendem Unternehmergeist. Unter seiner wirtschaftlichen Führung entstand eine Reihe von Tochtersiedlungen, und zwar Wiszenka bei Mościska 800 Joch, Ehrenfeld bei Błyszczywody 2200 J., Tryścianiec, Bez. Jaworów, 3000 Joch, Dobrowlany bei Stryj 1000 Joch, Lipowce bei Przemyślane gegen 500 Joch, Podusilna bei Przemyślany 2800 Joch. Der Aufschwung der Mennoniten in dieser Zeit war im Vergleich zu dem der anderen eingewanderten deutschen Kolonisten ein erstaunlicher. Es ist die Blütezeit der Mennoniten in Galizien. Dieser Drang nach Neuerwerb war zu einem nicht geringen Teil durch die starke Vermehrung der Mennoniten bedingt. Aus den in den Jahren 1784, 1785 und 1786 eingewanderten 28 Familien waren im Jahre 1861 trotz der Auswanderung von 14 Familien im Jahre 1796, 86 Familien geworden. Der wirtschaftlichen Ausbreitung und der mit ihr verbundenen Zerstreuung fehlten aber nicht die Schattenseiten. Es bahnte sich ganz allmählich eine Lockerung des Gemeinschaftsbewußtseins und der Kirchenzucht an, ein Uebel, das sich in der Folgezeit für den Bestand der Mennoniten als ganz besonders gefährlich erwies. Dieser Entwicklung konnte auch der aus Altona berufene Prediger van der Smissen, der erste theologisch gebildete mennonitische Prediger in Galizien, nicht Herr genug werden. Er hatte mit den freieren Anschauungen so mancher Gemeindemitglieder zu kämpfen.

In den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts erlitt die Ausbreitung der Mennoniten durch die Auswanderung nach Amerika einen harten Stoß. Agenten amerikanischer Schiffahrtsgesellschaften durchzogen das Land und priesen die Vorzüge des neuen Kontinents. Diese Werbetätigkeit erreichte unter den Mennoniten ihren Höhepunkt, als ein gewisser Neumann, ein Mann von genauer Bibelkenntnis und blendender Rednergabe, auftauchte. Seinem Ruf folgte die Hälfte aller galizischen Mennoniten. Erst als Neumann als Schwindler und Betrüger entlarvt wurde, geriet die Auswanderungsbewegung ins Stocken. Von den 141 Familien blieben 69 zurück.

Nach dieser Auswanderung setzte eine neue Entwicklung unter den Zurückgebliebenen ein. Das Land bot in jener Zeit nicht mehr die Möglichkeiten zu ländlichem Mehrerwerb als vordem, alles war der Kolonisation bereits erschlossen, deshalb wandten sich viele, ungefähr die Hälfte, ganz allmählich einem neuen Berufszweig zu, dem Pächtertum. Diese Umstellung führte aber zu einer immer weitergehenden Zerstreuung der Mennoniten. Die Tochtersiedlungen lösten sich immer mehr auf und an ihre Stelle traten kleine Gruppen von Einzelfamilien. Die Gefahr einer gegenseitigen Entfremdung wurde immer mehr akut. Das religiöse und sprachliche Erbe geriet ins Schwanken. Es mußte etwas geschehen, wenn nicht beides verloren gehen sollte. Das erkannten die Führer der damaligen Mennoniten. Sie schlossen sich deshalb zusammen, arbeiteten ein Gemeindestatut aus, erwirkten dessen Bestätigung beim Ministerium in Wien und konnten am 7. März 1909 die Konstituierung der Gemeinde durchführen. Ihr Sitz wurde Lemberg. Zum ersten Kurator (Gemeindevorsteher) wurde Gutsbesitzer Johann Müller aus Dank für seine Verdienste um das Zustandekommen der Gemeindegründung gewählt. Am 30. Dezember 1907 war vorher Heinrich Pauls zum Prediger berufen worden, der am 27. Februar 1910 in das Aeltestenamt eingeführt wurde und längere Jahre hindurch in der Gemeinde segensreich wirkte. Dieser frische Zug griff auch auf die mennonitische Jugend über. Sie schloß sich im Jahre 1910 zu dem Geselligkeitsverein „Mennonit“ zusammen mit dem Ziel, jüngeren Gemeindemitgliedern die Gelegenheit zu geselligen Zusammenkünften in Form von Unterhaltungen, Besprechungen, Vorlesungen u. a. m. zu geben. Von großer Bedeutung für die Aufrechterhaltung des geistigen Austausches unter den mennonitischen Gemeindemitgliedern war die Gründung eines jeden Monat einmal erscheinenden Gemeindeblattes mit dem Titel „Mennonitisches Gemeindeblatt für Oesterreich, Amtliches Organ der christlich-mennonitischen Gemeinde Kiernica-Lemberg“, herausgegeben vom Vorstand der Gemeinde unter Mitwirkung des Geselligkeitsvereins „Mennonit“. Durch den Ankauf eines Gemeindehauses wurde ein ständiger Mittelpunkt für das Mennonitentum Galiziens geschaffen. All das ließ darauf schließen, daß nun eine Festigung nach außen und innen in der Gemeinde eintreten würde. Die Entwicklung der nächsten Jahre wies auch tatsächlich in dieser Richtung.

Doch da brach der Weltkrieg aus. Fluchtartig verließen die meisten Mennoniten das Land und zerstreuten sich in alle Richtungen. Unsägliches Leid traf so manchen. Alles lag in der Heimat darnieder. Lemberg, der Sitz der Gemeinde, geriet zeitweilig in russischen Besitz. An ein Aufnehmen der Gemeindetätigkeit war bei solchen Verhältnissen nicht zu denken. Erst Ende des Jahres 1917 trat der Gemeindevorstand wieder zusammen. Prediger Pauls, der zum deutschen Heere eingezogen worden war, kehrte zurück und diente in einjähriger Tätigkeit der Gemeinde. Sein Nachfolger wurde Pfarrer Leopold Gesell. Erst ganz allmählich konnte sich die Gemeinde von den Wunden erholen, die ihr der Weltkrieg und der darauffolgende polnisch-ukrainische Krieg geschlagen hatte. Es galt nun, sich in gänzlich neue Verhältnisse einzufinden. Viele Gemeindemitglieder hatten ihr ganzes Hab und Gut verloren. Besonders stark litten die Pächter darunter. Oft fanden diese in ihrer Heimat alles in Schutt und Asche. Eine weitgehende Verarmung trat ein. Das wirkte sich besonders auch auf die Gemeindeleitung aus. Doch Gott und gute Menschen halfen. Johann Laise aus Zameczek vermachte vor seinem Tode sein Gut (400 Joch) testamentarisch der Gemeinde. Eine weitere Stiftung erfolgte im Jahre 1918 durch Heinrich Müller, Gutsbesitzer von Zimnawoda. Aus dem Erlös dieser letzteren wurde das mennonitische Schülerheim gegründet. Durch diese Neugründung sollte bezweckt werden, die in Lemberg studierenden Schüler zu sammeln und ihnen eine ihrem Glauben entsprechende Erziehung zuteil werden zu lassen. Seit dem Jahre 1927 war die Prediger-

stelle der Gemeinde verwaist und konnte erst im Jahre 1932 von dem Prediger Arnold Bachmann wieder besetzt werden. In der Zwischenzeit wurde das Predigeramt durch die einzelnen evangelischen Pfarrämter vornehmlich durch das in Lemberg vertreten. Der herzlichste Dank sei ihnen dafür auch an dieser Stelle ausgesprochen. Die verwaltungstechnische Leitung besorgte und besorgt auch weiterhin in aufopferungsvoller Weise der Gemeindevorstand mit Herrn Gerichtsrat Jakob Rupp als Kurator an der Spitze.

In zwei Jahren werden die Mennoniten in Kleinpolen zurückblicken können auf eine 150jähr. Entwicklung, die, wie wir gesehen haben, reich ist an mancherlei Ereignissen. Möge dieser kurze Rückblick seinen geringen Teil dazu beitragen, durch die Kenntnis der Vergangenheit das Verständnis für die gegenwärtige Lage der Mennoniten in Kleinpolen zu erhalten und bei den Mennoniten selbst die Liebe und Treue zu ihrem ererbten Gut zu festigen.

Arnold Bachmann.

Vom Volkstum und Liebe zum Vaterlande

Von Minister a. D. Dr. Bleyer-Budapest.

Gedanken aus der Schlußrede Dr. Bleyers in der Generalversammlung des ungarländischen deutschen Volksbildungsvereins im August 1932.

Was ist Deutschtum? Deutschtum ist doch hauptsächlich die deutsche Muttersprache, dieser „wonnesame, dieser traute deutsche Mutterlaut".

Was ist Muttersprache? Muttersprache ist die Sprache, mit der uns, als wir das Licht der Welt erblickten, unsere Mutter begrüßte und herzte. Muttersprache ist die Sprache, in der uns unsere Mutter beten lehrte, in der sie uns lehrte, Gott zu verehren und unsere Nächsten zu lieben. Muttersprache ist die Sprache, in der wir unsere ersten Gefühle und Gedanken formten; Muttersprache ist die Sprache, in der wir zuerst sangen. Muttersprache ist die Sprache, in der der Jüngling aus vollem Herzen Liebeslieder ertönen läßt; Muttersprache ist die Sprache, die unser ganzes Wesen mithalf zu prägen, unsere ganze Gefühls- und Ideenwelt zu gestalten. Muttersprache ist die Sprache, in der sich wahrscheinlich auch der letzte Seufzer unserer Brust entringen wird, wenn wir einmal unsere Augen schließen.

Muttersprache ist aber noch viel mehr als das, was man aussprechen kann. Von einem Baum, der eine große Krone hat, wird gesagt, daß er eine gerade so große Verwurzelung besitzt. Die Verwurzelung entspricht der Weite und Größe seiner Krone. So ist es auch mit unserer Muttersprache. Sie ist um so tiefer verwurzelt, in unserem Innersten, je mehr sie nach außen reicht. Mit ihren feinsten Wurzeln durchdringt sie unser ganzes Wesen. Die Muttersprache wirkt unbewußt auch dann, wenn jemand sie verleugnet, sie verrät. Sie ist ein Stempel, ein unauslöschbarer Stempel in uns, ob es jemand wahrhaben will oder nicht.

Deutschtum ist aber nicht nur Muttersprache, nicht nur die Muttersprache, deren größter Gestalter wohl Goethe war, der aus dem tiefsten Schatze der deutschen Sprache schöpfte, der so recht durch seine dichterische Kraft auch das Ahnungsvolle, das Unbewußte und Unterbewußte mit seiner Sprache auszudrücken vermochte, so daß vieles von Goethe, gerade das Einfachste und Erhabenste, von jedermann, der Deutsch kann und besonders, dessen Muttersprache die deutsche ist, verstanden und mitgefühlt wird, auch wenn es der einfachste Mensch ist. Aber ich sage: Volkstum, Deutschtum ist nicht allein die Muttersprache, obgleich sie die Krone, das allumschlingende Band ist, das alle Menschen vereinigt, denen die Mutter deutsche Lieder an der Wiege gesungen hat.

Deutschtum ist noch mehr. Deutschtum bedeutet Sitten und Bräuche, bedeutet Denken und Fühlen, bedeutet auch äußere Lebensführung, bedeutet die ganze Lebenseinstellung, die Wirtschaft, Hof und Haus, die Wohnung, in der wir unser Leben verbringen. Wir brauchen nur in den Hof hineinzuschauen oder in ein Wohnzimmer, um sagen zu können, ob Deutsche darin wohnen oder nicht. Ich kann sagen, wer als Deutscher geboren wurde, und wäre er noch so arm, der hat einen überreichen Schatz ins Leben mitbekommen. Deutsche Muttersprache und deutsches Volkstum, fürwahr ein königliches Erbe, das von Generation zu Generation und von Jahrtausend zu Jahrtausend weitergegeben wird. Etwas Hohes, etwas Würdevolles, etwas Edles, das niemand zum Schaden ist, jedermann zum Nutzen sein will und das unvernichtbar da ist, und das unser Innerstes, unsere Seele bedeutet.

Man macht es oft dem zum Vorwurf, wer so sehr sein Deutschtum betont, wer so sehr mit allen Fasern seines Herzens an deutscher Muttersprache und deutschem Volkstum hängt, und sagt, der könne kein guter Patriot sein. Wir müssen diesen Vorwurf aus tiefster Ueberzeugung, mit bebender Empörung zurückweisen.

Woher rührt das Wort „Patriotismus"? Von „patria", was zu deutsch „Liebe zum Vaterland" bedeutet. Das Vaterland verkörpert uns die Geschichte, an der wir seit Jahrhunderten mit Schweiß und Blut teilnehmen, die wir mit dem Staatsvolke gemeinsam erlebt haben.

Das Vaterland bedeutet Gesetze, Ordnung, staatlicher Sicherheit. Immer in allem unserem Tun und Lassen waren wir deutsche Menschen diejenigen, die sich unbedingt den Gesetzen, der Ordnung, den Sicherheitsmaßnahmen unterworfen haben. Ich glaube, ich darf es ohne deutsche Selbstüberhebung sagen, daß es einen treueren Hüter der Gesetzesordnung nicht gab als das Deutschtum gerade in Ungarn.

Was bedeutet uns ferner das Vaterland? Es bedeutet die Heimat, das Heimatdorf, von wo uns, wenn wir uns ihm nähern, schon von weitem der Kirchturm zuwinkt. Unser Vaterland ist das Dorf, in dem wir geboren wurden, dem zeitlebens unser Herz gehört; das Vaterland ist die Scholle, die unsere Vorväter gebrochen haben und in die unsere Väter ihren Schweiß tropfen ließen. Das Vaterland bedeutet die Sicherheit der Heimat, die Sicherheit des ganzen Landes. Wenn dem Vaterland Gefahr drohte, und auch uns, in unserem Rufe, so sind wir auf den Ruf des Vaterlandes hinausgezogen, um Gut und Blut für das Vaterland in die Schanzen zu schlagen. Das haben wir treulich getan, und die Gebeine der ungarländischen Deutschen sind zerstreut in ganz Europa, wo überall im Interesse unseres ungarischen Vaterlandes Blut vergossen werden mußte. Unser Vaterland ist aber auch der Friedhof, in dessen kühlem Schoße unsere Ahnen ruhen, unsere Ahnen, derer wir stets nur mit Rührung gedenken können. Denn wir wissen es: sie sind unbekannte Helden, die Großes geleistet haben. Großes, was mit zu den schönsten Schöpfungen der Geschichte und des Bodens unseres Vaterlandes gehört. Großes, ich erlaube mir das Wort zu sagen, Großes auch für die Weltgeschichte.

Eine granitene Basis ist die Vaterlandsliebe, an der wir uns nicht irremachen lassen, und die wir ebenso wenig verleugnen können wie unser Volkstum. Wir sind Deutschgeborene! Und wenn man mich hundertfach verdächtigen würde, daß mein Patriotismus erheuchelt sei, alle meine Worte und mein Tun mißdeuten würde, und sagen würde, ich sei ein Feind des Vaterlandes, dann könnte auch ich nichts anderes tun, als zu wiederholen: schicksalsverbunden sind wir Deutsche in Ungarn, deren Ahnen seit Jahrhunderten hier lebten, mit dem Staate und dem Vaterlande für alle Zeiten!

Aus Zeit und Welt

Auch Polen will seine Amerikaschulden nicht bezahlen

Die polnische Regierung hat, wie aus dem Finanzministerium verlautet, die Absicht, sich der englisch-französischen Aktion in Washington anzuschließen und gleichfalls die Einbehaltung der am 15. Dezember fällig werdenden polnischen Zinszahlung auf die polnische Kriegsschuld an die Vereinigten Staaten anzukündigen. Bereits am 15. September hat Polen die Regierung der Vereinigten Staaten davon unterrichtet, daß es nicht in der Lage sein werde, die am 15. Dezember d. Js. fällig werdende Amortisationsrate in Höhe von 1,1 Millionen Dollar auf diese Schuld zu bezahlen. Diese Ankündigung erfolgte im Rahmen des polnisch-amerikanischen Kriegsschuldenabkommens, in welchem vorgesehen wird, daß Polen die in diesem Abkommen vorgesehenen Zahlungen bei besonderer finanzieller Notlage für zwei Jahre aussetzen kann, wenn es diese seine Absicht spätestens drei Monate vor dem nächsten Zahlungstermin, der nicht mehr eingehalten werden soll, bekannt gibt. Von dieser Ankündigung war die Zinsrate auf die Kriegsschuld, die 5,5 Millionen Dollar beträgt, und daher unvergleichlich schwieriger aufzubringen ist, als die Amortisationsrate, nicht betroffen gewesen.

Ruhe an der Warschauer Universität

An der Warschauer Universität konnten gestern die Vorlesungen wieder ohne Störungen beginnen. Großen Eindruck unter der Studentenschaft erweckten zwei am schwarzen Brett der Universität angeschlagene Telegramme der polnischen Studentenorganisationen in Newyork und Chikago, welche die Warschauer Studenten auffordern, sich mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung der Welt weiterer antisemitischer Ausschreitungen zu enthalten.

Der Unterrichtsminister ist inzwischen bemüht, sein Projekt einer Hochschulreform so schnell wie möglich zur Durchführung zu bringen. In den letzten Tagen soll dieses Projekt noch durch eine Vorschrift erweitert worden sein, die es der Polizei ermöglichen soll, bei Studentenunruhen und Schlägereien auch auf dem Territorium der Hochschulen gegen die Unruhestifter vorzugehen. Der Unterrichtsminister wurde gestern vormittag noch einmal vom Staatspräsidenten empfangen, dem er über den Stand der Behandlung seines Reformprojekts Bericht erstattete.

Dagegen sollen die Konferenzen, die der frühere Ministerpräsident Bartel am Sonntag mit dem Staatspräsidenten und am gestrigen Tage mit dem Ministerpräsidenten Prystor abgehalten hat, lediglich privaten Charakter haben und der Vorbereitung der geplanten Auslandsreise Bartels dienen, jedoch in keinem Zusammenhang mit dem Reformprojekt des Unterrichtsministers stehen.

Das polnische Gymnasium in Beuthen eröffnet

In Beuthen fand die feierliche Eröffnung des polnischen Gymnasiums statt, des ersten polnischen Gymnasiums in Deutschland. Bei der Eröffnung waren anwesend der polnische Generalkonsul Malhomme, der Präsident der Gemischten Kommission Calonder, zahlreiche Gäste aus Polen, sowie ein Vertreter der deutschen Schulbehörde. Präsident Calonder überbrachte der neuen Anstalt die herzlichsten Glückwünsche der Gemischten Kommission und versicherte, daß er seine Bemühungen auf Erteilung des Öffentlichkeitsrechtes fortsetzen werde. Anschließend fand eine feierliche Akademie statt, an der Delegierte des Polentums aus allen Teilen Deutschlands teilnahmen.

Aktive Handelsbilanz im Oktober

Die Oktoberhandelsbilanz schließt mit einem Ausfuhrüberschuß von 23 Millionen Zloty ab. Die Einfuhr erreichte den Gegenwert von 73,4 Millionen, die Ausfuhr den Gegenwert von 96,4 Millionen. Gegen September ist die Einfuhr um 8,9 Millionen gestiegen, die Ausfuhr um 9 Millionen gestiegen.

Geringeres Budgetdefizit im Oktober

Der Monat Oktober schließt im Staatshaushalt mit einem Defizit von nur 10 Millionen Zloty ab. Die Einnahmen der Staatskasse betrugen 178 Millionen Zloty, die Ausgaben 188 Millionen. Die

Kassenlage hat sich somit gegen September wesentlich gebessert. Unter den Einnahmen figurieren allerdings recht erhebliche Beträge, die sich als Gewinn aus der Emission von Silbermünzen ergeben In der Zeit vom 1. April zum 31. Oktober betrug das Defizit im Staatshaushalt 130 Millionen Zloty.

Oskar Baum,

der blinde Prager Dichter, erhielt für seinen letzten, Roman „Die Schrift, die nicht log“, den diesjährigen deutschen Preis für Literatur und Kunst, der von der tschechischen Staatsregierung verteilt wird.

Wann erhält der arbeitslose Kopfarbeiter wieder Unterstützung?

Da es in der letzten Zeit oft vorkommt, daß Kopfarbeiter entlassen werden und nach einiger Zeit wieder Anstellung finden, ist Unklarheit darüber entstanden, wann der Kopfarbeiter das Recht auf neue Unterstützungen erlangt, wenn er schon einmal Unterstützungen genossen hat. Die Vorschriften sehen vor, daß nach Erschöpfung des ganzen Unterstützungszeitraumes der Kopfarbeiter von neuem 6 Monate arbeiten muß, um wieder Unterstützungen beziehen zu können. Wenn er eine kürzere Zeit beschäftigt ist, erhält er keine Unterstützungen. Wenn er dagegen den ersten Unterstützungszeitraum nicht vollständig erschöpft, sondern nur einige Monate Unterstützungen bezogen hat, braucht er in der neuen Stellung keine ganzen 6 Monate zu arbeiten, um wieder unterstützungsberechtigt zu sein.

Studentenunfug in Lemberg

In Lemberg kam es am Sonnabend zu neuen Studentenkundgebungen, die wieder zu verschiedenen Zusammenstößen mit der Polizei führten. Im Anschluß an einen Trauergottesdienst für den Studenten Wackawski bildeten nationaldemokratische Studenten verschiedene Demonstrationszüge, die durch die innere Stadt zogen und in jüdischen Geschäften die Fensterscheiben einschlugen. Die Polizei sah sich gezwungen, die Fensterscheibenzertrümmerer mit Gummiknüppeln auseinanderzujagen. Am späten Nachmittag veranstalteten nationaldemokratische Studenten eine zweite Kundgebung, die ebenfalls durch das Eingreifen der Polizei sofort gesprengt wurde. Insgesamt wurden etwa 30 Studenten bei den Uebergriffen auf die jüdischen Geschäfte verhaftet. Am späten Abend veranstalteten auch die Kommunisten eine Kundgebung, bei der sie über Studenten herfielen und diese schwer verprügelten. Die Polizei löste die kommunistische Kundgebung auf und verhaftete bei dieser Gelegenheit noch einmal 19 Personen.

Etwas über den Kartoffelkrebs

Trotz der Verordnung des Staatspräsidenten vom 19. November 1927 und der sich aus dieser Verordnung ergebenden strengen Bekämpfungsmaßnahmen hat der Kartoffelkrebs eine immer größere Verbreitung gefunden. Auf der anderen Seite haben sich bei der Durchführung der Bekämpfungsmaßnahmen manche Schwierigkeiten für den Betrieb ergeben. Es war daher notwendig, durch eine zweite Verordnung die Härten der ersten soweit abzuschwächen, als die inzwischen gesammelten Erfahrungen es zuließen. Die neue Verordnung des Landwirtschaftsministeriums ist am 19. August d. Js. in Kraft getreten und ersetzt die entsprechende Verordnung aus dem Jahre 1928.

Nach der neuen Verordnung ist folgendes für den Landwirt von Wichtigkeit: Das Auftreten des Kartoffelkrebses ist innerhalb von 24 Stunden meldepflichtig. Wenn die charakteristischen Anzeichen der Krankheit, die warzen- oder blumenkohlähnlichen Auswüchse an den Augen der Knollen, wahrgenommen werden, liegt Krebsverdacht vor. Von den verdächtigen Kartoffeln wird eine Probe von nicht mehr als 1 Kilogramm Gewicht entnommen und in ein dicht verschließbares Gefäß getan. Die Kartoffelprobe wird bei der Meldung der Gemeindeverwaltung überreicht. Wurde Kartoffelkrebs festgestellt, so entscheidet der zuständige Starost, welche Landflächen, die an verseuchtes Gebiet angrenzen, als bedroht gelten. Wiederholt sich das Auftreten des Kartoffelkrebses in den folgenden Jahren auf dem einmal verseucht gewesenen Lande, so ist der Fall wieder anzeigepflichtig.

Kartoffeln, die aus verseuchtem Boden stammen, dürfen nur auf dem verseuchten Felde aufbewahrt werden; sie dürfen nicht auf Höfen, Wegen, Rainen und Stellen, die für Kartoffelmieten bestimmt sind, gelagert werden, und nicht mit Kartoffeln von unverseuchten Schlägen in Berührung kommen. Keller und Lagerräume, Kartoffelmieten und Lagerplätze, Geräte und Transportmittel, die mit krebskranken Kartoffeln in Berührung kamen, müssen sofort nach der Entfernung der krebskranken Kartoffeln mit Aetzkalk desinfiziert werden. Die aus verseuchtem Ackerlande stammenden Kartoffeln dürfen nicht als Pflanzkartoffeln verwendet werden. Die Ernte von verseuchten Feldern ist möglichst schnell zu verwerten, am besten in einer Kartoffelverwertungsfabrik oder als Futter- und Speisekartoffeln im gedämpften oder gekochten Zustande. Alle Abfälle und Rückstände von krebskranken Kartoffeln sind zu verbrennen oder mindestens 0,75 Meter tief, unter Zusatz von Aetzkalk, zu vergraben. Das Waschwasser von Kartoffeln, die von verseuchtem Lande stammen, muß in eine zu diesem Zwecke besonders hergerichtete Grube, die mindestens 0,75 Meter tief und mindestens 5 Meter vom Brunnen, von der Düngergrube und von fließenden Gewässern, Kanälen, Gräben, Seen usw., entfernt ist, gegossen werden; solche Gruben müssen gleichfalls hernach mit Aetzkalk desinfiziert werden. Das Spülwasser von Fabriken, in denen krebskranke Kartoffeln verarbeitet wurden, darf nicht für Berieselungszwecke benutzt werden.

Auf Feldern, die vom Kartoffelkrebs verseucht sind, und auf bedrohten Feldern dürfen nur solche Kartoffelsorten*) angebaut werden, die von der Pflanzenschutzstelle des Staatlichen Landwirtschaftlichen Instituts in Bromberg (Wydział Chorób Roślin, Państwowy Instytut Naukowy Gospodarstwa Wiejskiego, Bydgoszcz) als krebsfest anerkannt sind. Wenn durch bestimmte Pflanzen die Gefahr besteht, daß sie Träger dieser Krankheit sind und sie weiterverbreiten, so kann durch Anordnung des Starosten der Anbau dieser Pflanzen ganz verboten werden. Auch auf nichtverseuchten Feldern kann der Starost den Anbau von Kartoffeln verbieten, wenn infolge zu häufigen Kartoffelanbaues die Gefahr besteht, daß der Kartoffelkrebs auftritt.

Stalldünger und Jauche dürfen aus verseuchten Wirtschaften nicht abgegeben werden. Die Ausfuhr von Kartoffeln, Wurzel- und Zwiebelfrüchten aus verseuchten Betrieben und aus den gefährdeten Gebieten, ist nur mit Genehmigung des Starosten statthaft. Der Starost kann auf Anraten der Landwirtschaftskammer bestimmen, daß krebskranke Kartoffeln vernichtet werden, wenn trotz Anwendung der Vorsichtsmaßnahmen die Gefahr besteht, daß der Kartoffelkrebs sich weiterverbreitet. Dies gilt besonders für die Kartoffegärten der Gutsarbeiter.

*) Als Kartoffeln, die sich zum Anbau auf krebsverseuchten Flächen eignen, sind folgende Sorten zu nennen: Albabona, Erdgold, Franz, Maibutter, Max Delbrück, Palma, Roon, Rosafolia, Seydlitz, Sickingen, Tann, Prof. Wagner und Wallenstein (Pommersche Saatgut-Gesellschaft), Arnica, Beseler, Marschall Hindenburg, Parnassia, Pepo (v. Kameke), Danusia (Dołkowski), Direktor Johansen, Preußen (Modrow), Flora, Frömsdorfer Blaue Gelbfleischige, Nephrit, Geh.-Rat Werner (Cimbal), Früheste, Kaiserniere, Magdeburger Blaue, Kuckuck (Thiele), und Richters Jubel.

Die Forderungen der Landwirtschaft

Die vom 6. bis 13. November veranstaltete Landwirtschaftswoche ist mit einem landwirtschaftlichen Kongreß in Warschau beendet worden. Auf diesem Kongreß, auf dem jedoch nur der Regierung nahestehende landwirtschaftliche Verbände und Organisationen vertreten waren, war der Landwirtschaftsminister Ludkiewicz, der Unterstaatssekretär im Landwirtschaftsministerium Karwacki, der Eroberer Wilnas, General Zeligowski, der frühere Landwirtschaftsminister Janta-Połczyński und andere prominente Landwirtschaftler der Sanacja vertreten. Der Kongreß faßte nach Anhören einiger Referate die von dem in der vergangenen Woche veranstalteten lokalen Landwirtschaftskongreß gefaßten Resolutionen zu einer großen Gesamtresolution zusammen, welche die folgenden Forderungen der Landwirtschaft aufstellt:

Die bisherigen Maßnahmen der Regierung, die der Landwirtschaft Hilfe bringen sollten, werden als zweckmäßig anerkannt. Es wird jedoch darüber hinaus eine weitere Herabsetzung des amtlichen Diskontsatzes und die Zwangskonversion aller kurz- und mittelfristigen Verpflichtungen der Landwirtschaft in langfristige Verpflichtungen sowie die Konversion der bereits bestehenden langfristigen Verpflichtungen in noch längerfristige Verpflichtungen bei gleichzeitiger Herabsetzung des Zinssatzes gefordert. Verlangt wird weiter eine Herabsetzung der Preise für die Industriefabrikate auf das gleiche Niveau, auf das die Preise für die Erzeugnisse der Landwirtschaft gesunken sind, ferner die Einführung eines gesetzlichen Zwanges zur Bevorzugung einheimischer landwirtschaftlicher Rohstoffe vor ausländischen, und die gesetzliche Verpflichtung für alle staatlichen Behörden, Institutionen und Betriebe, nach Möglichkeit nur Waren aus inländischen Rohstoffen zu beziehen. Gefordert wird endlich auch die sofortige Einführung eines Beimischungszwanges für Spiritus zu Motortreibstoffen.

Landwirtschaftsminister Ludkiewicz stellte in einer kurzen Schlußrede fest, daß er diese sämtlichen Forderungen grundsätzlich billige und sie nach Kräften unterstützen werde.

Zeichnung von Remontepferden

Die Militäranstalt für Remontepferde teilt mit, daß bei einigen Remontepferden, die von dem diesjährigen Kauf stammen, ausgebrannte Zahlen auf der rechten Brustkorbseite im oberen Drittel des Schlüsselbeines festgestellt wurden. Große Schrammen an diesen Stellen mit aufgesträubtem Haar können zur Entstehung von Sattel- bzw. Geschirrabdrücken führen. Die Remonteanstalt fordert daher die Züchter auf, keine Zeichen, mit Ausnahme der Zuchtzeichen, die nur auf der Hinterhand zu machen sind, den zu Remontepferden bestimmten Tieren einzubrennen.

Zweistrichige Färsen

kommen überall einmal vor. Gewöhnlich ist der Grund nur der, daß der Milchkanal bei einigen Strichen zuerst noch zu eng ist. Man kann solche Tiere wieder decken lassen. Werden sie dann ein zweites Mal melk, so werden die beiden tauben Euterviertel zwei bis drei Wochen vor dem Kalben täglich regelmäßig massiert. Außerdem wird an den tauben Strichen wie beim Melken gezogen. Ferner werden die Milchkanäle mit einer vorher abgestumpften Stricknadel erweitert. Jedoch muß dies sehr vorsichtig und ganz allmählich geschehen. Diese Experimente führen bei richtiger Ausführung in den meisten Fällen zum Ziel, so daß nun auch die bisher tauben Striche Milch durchlassen. Wenn das aber nicht der Fall ist, kann die Färse auch mit zwei Strichen eine gute Milchkuh werden.

Eine deutsche Buchgilde in Rumänien

Die deutsche Minderheit in Rumänien hat zur Pflege des deutschen Schrifttums vor kurzem eine „Deutsche Buchgilde“ gegründet. Die Geschäftsstelle befindet sich in Hermannstadt-Sibiu, Heltauergasse Nr. 23. Die Leitung der Buchgilde liegt einem Ausschuß ob, der aus Vertretern der Lesegemeinde, der Schriftsteller und des größten deutschen Verlages in Rumänien, der Krafft & Drotleff A.-G., zusammengesetzt ist. Für den Mitgliedsbeitrag in Höhe von 6,50 RM. im Jahre bietet die Buchgilde ihren Mitgliedern jährlich ein oder mehrere Werke deutscher Schriftsteller aus Rumänien. Neben dem schöngeistigen Schrifttum sollen auch Werke anderer Literaturzweige, soweit sie sich für einen größeren Leserkreis eignen, zur Veröffentlichung gelangen. In einer Zeit, wo das Deutschtum in der ganzen Welt schwer um seine Selbstbehauptung zu ringen hat, ist es außerordentlich begrüßenswert, wenn Institutionen, wie die Buchgilde in Rumänien, gegründet werden, um die Zeugnisse deutschen Geisteslebens außerhalb des Mutterlandes allgemein bekanntzugeben und so den auslanddeutschen Künstlern und freien Schriftstellern in ihrem schweren Lebenskampfe zu helfen und ihnen eine erste Schaffensgrundlage zu ermöglichen.

Aus Stadt und Land

Lemberg. Deutsche Lesehalle. Der Sommer mit seinen langen, schönen Tagen ist vorüber. Es kommen schon die langen Abende, an denen so mancher von uns nicht weiß, wie er am angenehmsten und nützlichsten diese Zeit verbringen soll. Die Zeit ist heute viel zu ernst, als daß man sich alle diese Zerstreuungen wie Kino, Klubs, Theater oder auch Anschaffung von neuen Büchern, leisten könnte. Man kann aber nicht zurückbleiben und sich um gar nichts kümmern. All diese angenehmen Sachen kann man um billiges Geld haben. Ein jeder Deutsche, ob groß oder klein, alt oder jung, sollte Mitglied der „Deutschen Lesehalle" Lwów, ul. Zielona 11 (Dom-Verlag), sein. Die Lesegebühr beträgt 1 zl monatlich. Für 1 zl monatlich kann man mehrere Bücher lesen, sich alles Wissenswerte aneignen und so die langandauernden Winterabende angenehm verbringen. Die Lesehalle ist durch eine Anzahl neuer, schöner Bücher erweitert worden. Je mehr Leser wir haben werden, desto mehr neue Bücher können wir anschaffen. — Die Lesehalle ist jetzt jeden Tag von 4—6 Uhr nachmittags geöffnet.

Lemberg. Damenturnen des Sportklubs „Vis". Es wird bekanntgegeben, daß das Damenturnen jeden Donnerstag von 7—8 Uhr abends im neuen Turnsaale stattfindet.

Lemberg. Todesfall. Noch sind die letzten Trauernachrichten nicht verklungen, und schon wieder geht durch unsere Reihen die Hiobspost: H. Professor Christof ist an Herzschlag am 16. November d. J. gestorben. Es ist kaum zu fassen, aber wahr. Wer Professor Christof kannte, wird wohl begreifen, was das heißt: Er ist nicht mehr da. Der Verstorbene war auch seinerzeit bei Zeileis in Oesterreich, von wo er wieder gesund und munter zurückkam. Es kamen wieder Rückfälle in seiner Krankheit; menschliche Kunst zeigte sich zu schwach, das Herz hörte plötzlich auf zu schlagen. — An seinem Totenbette trauern seine Gattin und sein einziger Sohn, der das deutsch-evang. Gymnasium in Lemberg besucht, sowie die ganze deutsche Lemberger Gemeinde und unzählige seiner Schüler.. Er ruhe in Frieden.

Bruckenthal. Kirche. Recht traurig gestaltete sich die Lage auf kirchlichem Gebiete in der hiesigen Gemeinde nach der Abberufung unseres Seesorgers, Hochwürden Strzemieckt, der uns jeden Sonntag eine deutsche Predigt hielt und uns gegenüber in jeder Weise loyal war. An seine Stelle kam am 1 September l. J. Herr Pfarrer Gustav Neumann, dem trotz seines deutschen Namens alles Deutsche ein Greuel war, und der nicht nur in der Kirche dem Gottesdienste ein rein polnisches Gepräge geben wollte, sondern auch den Religionsunterricht in der ausschließlich von deutschen Kindern besuchten Schule in polnischer Sprache zu erteilen anfing. Die Kinder gaben ihm jedoch keine Antworten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich die hiesigen Pfälzer zur Wahrung ihrer heiligen Rechte auf dem Gebiete der Kirche energisch zur Wehr setzten. Als Herr Pfarrer Neumann am 18. September l. J. statt das Wort Gottes zu verkündigen, uns in gröbster Weise beschimpfte — so fielen beispielsweise die Worte: „Szwabska hołota", „Schwabska Banda" von der Kanzel —, da entstand in der Kirche ein derartiger Tumult, wie ihn Bruckenthal noch nicht erlebt hat. Die deutschen Kirchenbesucher, alt und jung, verließen unter Schimpfen die Kirche. Die Aufregung war so groß, daß einige Hitzköpfe unter der Jugend den Pfarrer nach dem Gottesdienst verprügeln wollten, was aber verhindert werden konnte. Noch an demselben Sonntag verließ Herr Pfarrer Neumann Bruckenthal. Wir freuen uns, mitteilen zu können, daß der Hochwürdige Herr Erzbischof uns in der Person des Herrn Pfarrers Hentschel einen Seelsorger geschickt hat, der bestrebt ist, unsere Rechte auf kirchlichem Gebiet zu wahren. Wir hoffen nun, daß wieder bei uns Friede herrschen wird Obigen Fall bedauern wir aufs tiefste, leider wurde uns der Kampf aufgezwungen.

Neu-Sandez. Schulstatistisches. Im Schuljahr 1932/33 besuchen unsere evang. Schule 92 Schulkinder (41 Knaben, 51 Mädchen). 87 Schüler sind evang., 1 röm.-kath., 2 mosaisch und 2 konfessionslos. Es ist seit vorigem Schuljahr ein Schülerzuwachs von Schülern zu verzeichnen. Nur noch in sehr vereinzelten Fällen werden evang. Kinder nicht zur evang. Schule geschickt. Die evang. Schule hat im Laufe der letzten Jahre ihre Daseinsberechtigung bewiesen und sich die Achtung in der evang. Gemeinde wieder ganz und gar erarbeitet und das durch ihre Leistungen. Es haben sich bereits sämtliche Gemeindeglieder gründlich davonüberzeugt, daß in unserer Schule sicherlich nicht weniger geboten wird als in der staatlichen, und noch dazu wird intensiv die deutsche Muttersprache und der evang. Religionsunterricht in breitestem Maße gepflegt.

In diesem Schuljahre ist unser Lehrkörper um eine Lehrperson, und zwar Herrn Vikar Leopold Hartmann, vergrößert worden. Herr Vikar Hartmann entfaltet eine intensive Arbeit unter unserer evang. Jugend. In der kurzen Zeit, seit September d. Js., hat er schon in zwei Aufführungen mitgewirkt. Am 2. Oktober l. Js. wurde anläßlich des Erntedankfestes Kleists „Zerbrochener Krug" bei uns gespielt, und am 6. November anläßlich der Reformationsfeier brachten wir „Evangelische Frauenrevolte" von Walter Flex zur Aufführung. Bei letzterem Stück wirkte unser gesamter Lehrkörper mit, sogar Herr Lehrer Rudolf Keipper aus unserer Nachbargemeinde Golkowice spielte mit und hatte die Hauptrolle in diesem Stücke übernommen und ist auch zu den Proben den weiten Weg gefahren gekommen. Ihm gebührt für seine Mühe von den Sandezern viel Dank.

Es hatten alle Spieler, wie auch die Statisten, sich ganz gut in ihre Rollen eingefunden und sie auch richtig wiedergegeben. Allen Mitwirkenden wird der Dank für ihre Mitarbeit ausgesprochen. Hoffentlich wird unsere evang. Jugend nicht müde werden und nicht nachlassen, sondern uns bald wieder mit einem schönen Stücke die so öde Zeit verschönern. Es ist nicht zu vergessen, daß solche Aufführungen, noch dazu wenn man mitwirkt, kolossal auch bilden, was für die Jugend schon genügend Lohn sein sollte. Deshalb nur frisch-auf zu weiteren Taten.

Der Reingewinn dieser Aufführung ist zur Haussammlung für das evang. Kinderheim Stanislau zugegeben worden.

Todesfall. Am 6. November trugen wir Herrn Konrad Herr aus Deutsch-Chelmiec zu Grabe. Der Tod hat wiederum einen unserer alten und guten Deutschen dahingenommen. Konrad Herr war lange Zeit Presbyter unserer Gemeinde und über ein Jahrzehnt Ortsschulze in der Gemeinde Deutsch-Chelmiec gewesen. Er war ein gerader, ehrlicher Charakter, der für Kirche und Schule und seine Gemeinde stets Interesse hatte. Seinen Heimgang betrauern die Witwe, eine reiche Kinderschar und elf Enkelkinder.

Reichau. Danksagung. Auf Grund des Aufrufes in Nr. 43 unseres „Ostdeutschen Volksblattes", den hiesigen abgebrannten Volksgenossen mit einer Beihilfe an die Hand zu gehen, hat Herr Schulleiter Ph. B. in der Gemeinde Gassendorf am Kirchweihfest eine Sammlung eingeleitet, deren Ergebnis im Betrage von 31.75 Złoty direkt an die so schwer heimgesuchten Reichauer überwiesen wurde, wofür den Gassendorfer Volksgenossen für die in so hervorragender Art bewiesene Anteilnahme auch auf diesem Wege höflicher und innigster Dank ausgesprochen wird. Gott, der Allgütige, wolle alle Volksgenossen vor ähnlichem Unglück und Elend bewahren.

Stryj. Gustav-Adolf-Gedenkfeier. Anläßlich des 300jährigen Todestages Gustav Adolfs veranstaltete unsere Gemeinde am 6. November d. Js. um 5 Uhr nachmittags im evang. Gemeindehause eine schöne und erhebende Gustav-Adolf-Gedenkfeier. Einleitend sang der hiesige Gemischte Singverein unter bewährter Leitung des Herrn Schulrats Butschek das Lied: „Tröstet mein Volk". Nach der Begrüßungsansprache von Herrn Pfarrer Badenberger folgte als 2. Punkt ein Prolog: „Gustav Adolf — in memoriam", vorgetragen von Frl. Wagner. Anschließend sprachen Herr Lehrer Walter aus der Filialgemeinde Grabowen über: „Gustav Adolf und der Dreißigjährige Krieg" und Herr Oberlehrer Wagner über: „Gustav Adolf und der Gustav-Adolf-Verein". Beide vortragende Herren schilderten uns Gustav Adolf als Held des Glaubens und unerschütterlicher Ueberzeugung sowie als Bahnbrecher der evangelischen Frömmigkeit. Gerade als Held der Ueberzeugung, von der er nicht wich, hat Gustav Adolf uns in dieser glaubensarmen Zeit sehr viel zu sagen. Nachdem uns noch der Singverein zwei gediegene Lieder: „Hast du keinen Raum für Jesus" und „Am Kreuze meines Heilands" vorgetragen hatte, sprach Herr Pfarrer Badenberger das Schlußwort und dankte allen Gemeindegliedern auf das herzlichste für das freundliche Erscheinen. Mit dem kernigen protestantischen Lutherliede: „Ein feste Burg ist unser Gott", schloß die erhebende Feier. — Sicherlich werden alle von dieser schönen Gedenkfeier einen tiefen Eindruck, wie auch Erinnerung und Stärkung für Herz und Gewissen als bleibenden Gewinn mitgenommen haben. C. D.

Stryj. Todesfall. Am 8. November 1932 verschied im Krankenhaus Herr Philipp Hargesheimer, ein gebürtiger Blekſicer, nach einer schweren Operation und wurde am 10. November d. J. auf dem städtischen Friedhofe beigesetzt. Er ruhe sanft in Frieden! C. D.

Sapiezanka. Wilhelm Issel †. Am 6. v. Mts. starb hier Herr Wilhelm Issel, im Alter von 63 Jahren. Seine Wiege stand in Brigidau, wo er am 26. September 1869 das Licht der Welt erblickte. Zur Ausübung seines 13jährigen Militärdienstes weilte er auch in unserer Garnison Kamionka Strum. und lernte hier die Tochter unserer Gemeinde, Karoline Schneider, kennen, mit der er sich auch verehelichte. Der Ehe entsprossen zwei Kinder, die mit der Mutter trauernd am Sarge des lieben Toten standen, der von Herrn Pfarrer Josef Drózd eingesegnet wurde.

21 Jahre war der Verstorbene Kerkermeister in Jordanów bei Krakau und lebte nun bereits 10 Jahre im Ruhestande in unserer Gemeinde, als stilles, förderndes Gemeindeglied und eifriger Leser des „Ostdeutschen Volksblattes". Magenkrebs machte seinem Leben ein Ende. Die ihn gekannt haben, werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Ein liebes Wort.

Manchmal ists ein liebes kleines Wort,
Das genügt, um uns die Stirn zu glätten.
Das uns bindet wie mit Rosenketten.
Leise schwingt's in unsren Herzen fort.
Manchmal ists ein liebes kleines Wort,
Das in kalter Fremde uns begegnet,
Das uns wärmt und leuchtet;
Das uns segnet, wenn wir wandernd ziehn
Von Ort zu Ort.

Heinrich Gutberlet.

Börsenbericht

Dollarnotierungen: privat vom 10. bis 16. 11. 1932: 8.8975.

Getreidepreise pro 100 Kg. am 16. 11. 1932.

	loco Verladestation	loco Lemberg
Weizen vom Gut	24.25—24.75	26.25—26.75
Weizen Sammelladung	22.75—23.25	24.75—25.25
Roggen einheitl.	15.25—15.75	17.25—17.75
Roggen Sammelladung	14.25—14.50	16.25—16.75
Mahlgerste	11.50—12.00	13.75—14.25
Hafer vom Gut	16.25—16.75	18.75—19.25
Hafer Sammelladung	14.00—14.50	16.50—17.00
Kartoffeln	3.00— 3.25	
Roggenkleie	6.25— 6.50	7.00— 7.50
Weizenkleie	6.75— 7.25	9.00— 9.50

Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf vom 10. bis 16. 11. 1932:

Butter: Block 3.20, Kleinpackung 3.40, Sahne: 24% 1.10, Milch 0.25, Eier: Schock 6.80.

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, Chorążczyzna 12.

Machen wir's den Tieren nach!

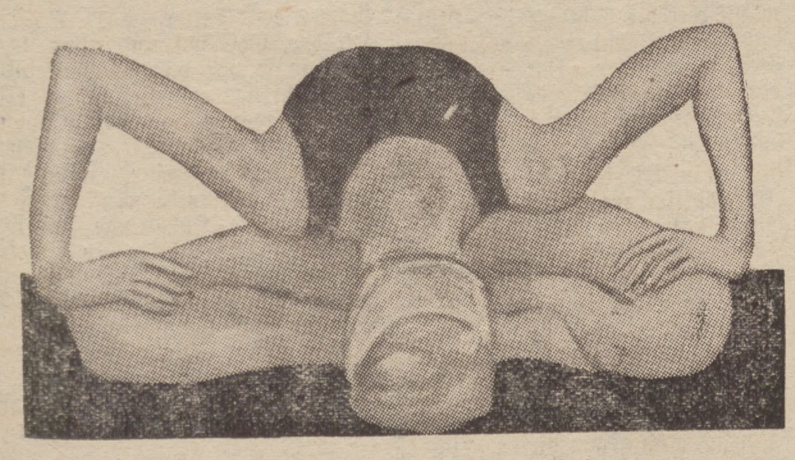
Neue Wege zu Kraft und Schönheit

Anleitung zu der neuartigen Gymnastik-Methode von Margarete Agniel

Die Katze ist — das hat die Wissenschaft festgestellt — das beweglichste, kräftigste und ausdauerndste Tier im Verhältnis zu seinem Gewicht. Eine Katze ist kaum einmal „krank". Nun sind Krankheiten im Tierreich ja überhaupt eine Seltenheit, denn die Natur sorgt durch die Lebensgewohnheiten ihrer Geschöpfe für Gesundheit und Widerstandskraft. Fast alle Tiere haben auch ein natürliche Grazie der Bewegungen, selbst der schwerfällige Elefant macht keine Ausnahme. Sollte da nicht eine geheime Beziehung zwischen Anmut, Bewegung und Gesundheit bestehen?

Eine junge, begabte Tänzerin, **Margarete Agniel**, macht derzeit ganz England und Amerika rebellisch mit ihrer neuen Schönheits- und Gesundheitskultur, System: „Machen wir's den Tieren nach!" Sie behauptet, daß sie ihre ungewöhnliche Körperkraft, Anmut und Gesundheit ausschließlich verschiedenen Besuchen im Zoologischen Garten und — ihrer Hauskatze verdankt. Die Sache kam so:





Eine wundervolle Uebung nach der Stellung einer Spinne.

Margarete Agniel, eine zukunftsreiche Tanzschülerin, hatte sich durch intensives Körpertraining schwere Muskelüberanstrengung und innere Verletzungen zugezogen. Sie war gezwungen, lange Zeit zu Bett zu liegen. Möglicherweise — so lautete die Diagnose — mußte sogar ein operativer Eingriff vorgenommen werden, und von irgendwelcher Aussicht auf tänzerische oder gymnastische Arbeit sollte überhaupt keine Rede mehr sein können. Margarete Agniel lag zu Bett und hatte meist nur eine

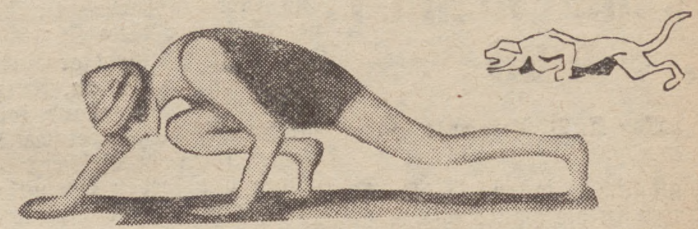
schafterin — eine kleine, schwarze Katze. Und da Margarete Agniel nichts anderes zu tun hatte, so beobachtete sie das Kätzchen von morgens bis abends.

„Es erfüllte mich mit Neid das Kätzchen war immer gesund und munter, ich immer krank Wie wunderbar kraftvoll und konzentriert, wie leicht seine Bewegungen waren! Wie unvergeßlich gelöst die Haltung der Katze im Schlaf. Und was sie zusammenschlafen konnte! Ich rief sie an — wieder und wieder — mitten aus dem Schlummer! Oftmals rief ich sie heftig. Aber eins blieb immer das gleiche — sie erhob sich niemals aus dem Schlaf, ohne sich vorher in aller Ruhe gereckt, gestreckt und gegähnt zu haben. Es schien ein heiliger Ritus zu sein Und bald entdeckte ich, daß der Ablauf dieser Streck- und Reckbewegungen tatsächlich einen logischen Zusammenhang hatten.

Wir Menschen fahren morgens aus dem Schlaf auf. Was?-Schon so spät? Mit beiden Beinen aus dem Bett, in wenigen Sekunden ins Badezimmer, ins Wasser heraus, in die Kleider und fort! Die Katze braucht gute drei Minuten zu ihrem „Aufstehen", was wirklich viel ist, wenn man bedenkt, daß das „Putzen" nicht mit eingerechnet ist und so ein Tierchen sonst keine Kleidersorgen hat! Ich machte mir so meine Gedanken darüber. Und begann, vorsichtig im Bett die Bewegungen des Tieres nachzuahmen. Der

erstaunlich. Die Aerzte schüttelten den Kopf — ich wurde gesund und war beweglich, obwohl ich wochenlang zu Bett gelegen hatte.

Ich bin überzeugt davon, daß die niedrig organisierten Tiere die Möglichkeiten und Bedingungen ihres Körprs viel besser kennen als der vielgrühmte hochorganisierte Mensch. In diesem Sinne sollten wir wirklich „zur Natur zurückkehren". Um die „Schäden der Zivilisation" auszugleichen, ist es durchaus nicht nötig, in den



Das Kriechen des Panthers dehnt und streckt alle Körpermuskeln.

Urwald zu gehen und auf den Bäumen herumzuklettern. (Obwohl Klettern eine schöne Sache ist) Es genügt, wenn wir mit Bewußtsein das nachahmen, was die Tiere instinktiv tun. Haben Sie einmal einen Löwen gähnen sehen, im Zoologischen Garten, meine ich, wo man sich diesem Naturschauspiel mit mehr Ruhe hingeben kann, als in freier Wildbahn? Haben Sie gesehen, mit welcher Hingabe, mit welcher Intensität der Löwe gähnt? Wie er seinen Lufthunger durch kräftiges Ein- und Ausatmen befriedigt und seine Lungen wirklich vollpumpt? Das ist etwas anderes als unser diskretes, hinter der vorgehaltenen Hand vornehm unterdrücktes Gegähne!

Fast alle Tiere sind Wunder an Schönheit, Kraft und Grazie. Selbst die Schlange, man mag sonst gegen sie sagen, was man will, sie ist ein Vorbild der Beweglichkeit. Ihre Bewegungen nachzuahmen gehört zu den schwersten und fortgeschrittensten Uebungen, sie sind am anstrengendsten, aber sehr kräftigend. Man soll nur einmal darauf achten, mit welcher Exaktheit die meisten Tiere ihre Beine setzen, mit den Flügeln schlagen oder sonst eine alltägliche Bewegung machen. Und dann vergleiche man diese Bewegungen mit den ziellosen Griffen einer Hausfrau, die ein Zimmer aufräumt...

Und selbst Leute, die sich hinter „angeborener Faulheit" verschanzen haben noch ein glänzendes Vorbild: das Faultier der tropischen Urwälder, das durch Gleichgewichtsübung und Körperhaltung die Schwerkraft aufgehoben zu haben scheint. Es hängt im Schlaf nach unten. Die entsprechende Körperübung, auf den Menschen übertragen, ist sehr anstrengend und schwierig, ganz gewiß nichts für „geborene Faultiere".

Von allen Tieren können wir etwas lernen, am meisten aber von den großen und kleinen Katzen. Allein ihre Reck- und Streckbewegungen, die sie mehrmals am Tage wiederholen, sind genau darauf abgestimmt, sämtliche Muskeln des Körpers in dauernder Elastizität und Alarmbereitschaft zu halten. Beobachten wir einmal die Katze — die den Weltrekord im Springen, Fallen, und den der Kraftanwendung hält — beim Aufwachen.

„Pussy!!"

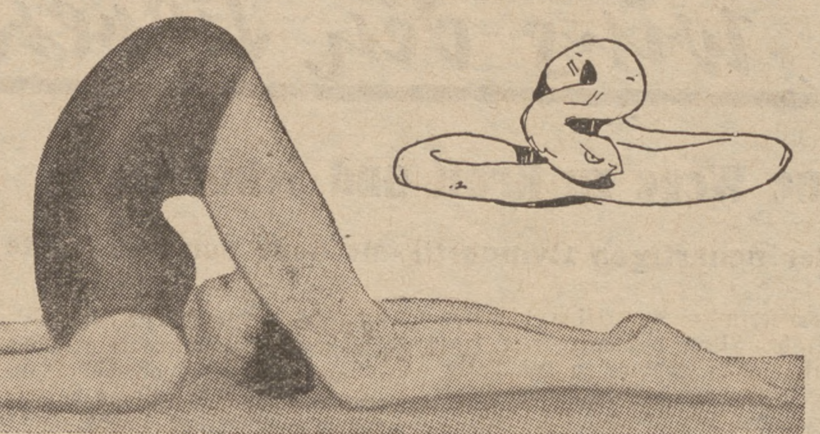
Sie blinzelt und kommt langsam und vorsichtig auf ihre vier Pfoten. Dann macht sie mit sichtlicher Anstrengung — bei bewußter Anspannung der Muskulatur — den bekannten Katzenbuckel, so hoch, als nur irgend möglich. Dabei reißt sie sich bald alle vier Beine aus, so steif und hölzern streckt sie sie in die Höhe. Auf den Katzenbuckel folgt das Gegenteil — das Rückgrat wird zum Erdboden durchgebogen, bis es fast den Estrich berührt. Auch dies geht unter großer Kraftanstrengung vor sich und dauert eine ganze Weile Dazu wird heftig und mit Genuß gegähnt. Schließlich streckt Pussy eine Pfote nach der andern so weit als möglich von sich — alle vier der Reihe nach — schüttelt sich, gähnt nochmals, macht ein paar schleichende Schritte — und dann erst, nach drei bis fünf Minuten, dann kommt Pussy, die man rief, — — vielleicht —!

Jedenfalls ist Pussys Körper jetzt tadellos durchgearbeitet, bereit, auf jeden Fall oder Sprung

elastisch zu reagieren und der Blutkreislauf ist kräftig angeregt

„Machen wir's den Tieren nach!" Das Recken und Strecken der vier Extremitäten kann schon im Bett vorgenommen werden — das Gähnen nicht vergessen! Der Katzenbuckel und sein Gegenteil ebenfalls oder auf dem Erdboden, auf dem Bettvorleger oder sonstwo. Dann kommen die schleichenden Schritte, die „Pantherschritte" mit denen man sich zum Badezimmer begeben kann. Es ist ein Gang auf „allen Vieren", wobei der Hauptwert darauf gelegt werden muß, daß je ein Arm und ein Bein so weit gestreckt sein müssen, als nur möglich, während die beiden andern Gliedmaßen sich so dicht an den Boden drücken, daß ein „echter" Pantherschritt daraus wird. Den Zehen wird die Arbeit — denn sie haben eine tüchtige Arbeit dabei zu leisten — zunächst recht schwer werden, aber das gibt sich mit der Zeit. Recken, Strecken, Schütteln wird auch beim Abtrocknen nach dem Bade wiederholt. Auf einem Bein stehend, den andern Fuß am gestreckten Bein abzutrocknen, ist auch nicht ganz leicht.

Alle diese Uebungen kosten nicht viel Zeit und sollen außerordentlich heilsam sein. Neue Wege zu Kraft, Schönheit und Gesundheit, die unsere vierbeinigen Freunde schon höchst selbstverständlich seit Jahrtausenden tagtäglich erprobt haben. Und ist der Erfolg nicht glänzend??



Ein Versuch die Stellung der Schlange nachzuahmen

Gaunertricks, die man kennen muß

Von K. B. Reinwald

Tagtäglich fallen zahlreiche Menschen in die Hände von Gaunern und werden nicht selten schwer geschädigt. Die Opfer sind keineswegs immer unerfahrene, sondern oft auch recht gewitzte Leute, aber die Gauner ersinnen nun einmal ständig neue Tricks, gegen die oftmals auch der erfahrenste Mensch nicht gesichert ist. Das liegt vor allem daran, daß die meisten, obwohl die Welt von Gaunern wimmelt, zu gleichgültig, zu leichtgläubig und vertrauungsselig sind, selbst wenn sie schon einmal Lehrgeld gezahlt haben. Es müßte für diese Menschen ein Lehrbuch geben, in dem alle Gaunertricks aufgezeichnet sind. Erst dann, wenn sie sich diese eingeprägt hätten, wären sie vor ihnen gesichert.

Da es ein solches Buch nicht gibt und vorläufig auch nicht geben wird, seien hier einige der raffiniertesten Gaunertricks wiedergegeben.

1. Trick. (Bei Sterbefällen): Der Gauner kundschaftet bei den Hinterbliebenen aus, wann der Verstorbene beerdigt wird. An diesem Tage erscheint er morgens früh vor dem Sterbehause und wartet, bis die Hinterbliebenen die Wohnung verlassen, und zur Beerdigung gehen. Sobald dies geschehen ist, ist für ihn die Zeit da, wo er ungestört in die Wohnung einbrechen kann, denn meistens befindet sich selbst das Dienstpersonal bei der Beerdigungsfeier.

Man tut deshalb gut, wenn man in solchen und ähnlichen Fällen stets irgend jemanden in der Wohnung zurückläßt.

2. Trick. (Erfundene Unglücksfälle): Der Gauner kundschaftet bei wohlhabenden Leuten aus, wo das Familienoberhaupt außerhalb der Wohnung tätig ist. Weiß er das, so telephoniert er eines Tages dessen Gattin an, sie möchte sofort ins Krankenhaus kommen, ihr Mann sei von einem Kraftwagen (oder dergleichen) angefahren und soeben bewußtlos ins Krankenhaus eingeliefert worden. Sofort nach dem Gespräch beobachtet er das Haus seines Opfers. Hat es die Wohnung verlassen und befindet es sich schon einige Zeit unterwegs, so ruft er nochmals in der Wohnung an, um festzustellen, ob sich dort noch jemand aufhält. Wenn sich niemand meldet, macht er sich sofort ans Werk, die Wohnung aufzubrechen und auszuplündern.

In solchem Fall ist es am besten, wenn man erst sorgfältig die Angaben des Telephonierenden prüft, und nicht kopflos forteilt. Niemals lasse man aber die Wohnung leerstehen!

3. Trick. (Bei geöffneten Wohnungsfenstern): Im Sommer, wenn es gerade dunkel geworden ist, sucht der Gauner mit Vorliebe die Hinter- und Vorderseiten der besseren Häuser nach geöffneten Fenstern ab. Findet er ein solches Haus, so wirft er durch das Fenster einen Stein, um so zu prüfen, ob sich jemand im Zimmer oder in der Nähe aufhält. Wenn sich auf das Gepolter niemand sehen läßt, klettert er am Hause hoch, und durch das Fenster ins Zimmer, d. h. wenn es nicht zu hoch liegt, und stiehlt im Nu, was nur erreichbar ist. Oft plündert er dann auch noch die angrenzenden Zimmer aus, auch wenn der Besitzer zu Hause ist. Hören kann man den Gauner ja nicht, denn er geht auf Strümpfen.

Gegen diesen Trick schützt man sich am besten, wenn man abends die Fenster schließt, oder sie nur dann öffnet, wenn man sich in ihrer Nähe befindet.

4. Trick. (Bei Geldsuchenden): Der Gauner läßt in einer großen Tageszeitung folgendes Inserat erscheinen:

„Verleihe gegen Sicherheit (Faustpfand) und niedrige Zinsen kleine und große Beträge." (Adresse des Aufgebers.)

Leute, die auf dieses Inserat hin zu ihm kommen, läßt er vor allem erst ihre Faustpfänder, auf die er es abgesehen hat, vorzeigen. Hat das Faustpfand keinen großen Wert, vertröstet er den Geldsuchenden auf die nächste Woche. — Sobald aber jemand kommt, der ein Pfand von hohem Wert vorlegt, so prüft der Schwindler es scheinhalber zunächst auf die Echtheit und billigt dann dem Besucher die gewünschte Summe zu. Er zahlt aber nicht bar, sondern, wie viele ehrliche Geldgeber, mit Scheck. Dankbar drückt sein Opfer ihm die Hand, läßt sein Wertobjekt zurück und eilt glücklich zur Bank. Auf der Bank sagt man ihm, daß der Scheck leider nicht gedeckt sei. — Sofort geht es zurück zum Geldgeber, aber der ist nicht mehr zu finden. Längst hat er das Weite gesucht und vielleicht das Wertobjekt schon zu Geld gemacht.

Wie gegen jeden Trick kann man sich auch gegen diesen schützen, und zwar dadurch, daß man sich beim Geldverleiher nur Bargeld geben läßt oder sich, bevor man ihm das Pfand anvertraut, bei einer Auskunftei nach dem Betreffenden erkundigt.

5. Trick. (Bei Zimmervermietungen): Diesmal läuft der Gauner wieder von Haus zu Haus, bis er ein Mietszimmer findet, das über einem Geschäft liegt. Natürlich gefällt es ihm sehr gut, und er zahlt der Wirtin die Hälfte der Monatsmiete an. Gegen Abend erscheint er, in der Hand einen Koffer; er begibt sich in sein Zimmer, schließt von innen ab und tut, als packte er seine Sachen aus. In Wirklichkeit schneidet er vorsichtig ein großes Loch in den Fußboden, läßt sich dann in das Geschäft hinunter und eignet sich das Wertvollste an. Am nächsten Tage sehen der Geschäftsbesitzer und die Wirtin die Bescherung. Der Gauner ist bereits über alle Berge.

Gegen diesen Trick kann man sich sehr leicht dadurch schützen, daß man bei dem Einzug seines Untermieters den letzten Abmeldeschein verlangt und sich vielleicht noch einen Ausweis zeigen läßt. Oder, was entschieden ratsamer ist: man vermiete nur an wirklich zuverlässige Mieter, über die man sich vorher erkundigt hat.

6. Trick. (Sachen, die zum Fenster heraushängen): Der Langfinger geht von Hof zu Hof und sucht die Fenster ab. Wäsche, Kleider, Geflügel und alles, was man sonst vor das Küchenfenster hängt bringt er an sich. (Zu Weihnachten macht er ein besonders gutes Geschäft.) Zu diesem Zwecke hat er eine zerlegbare etwa 6—8 Meter lange und 3 Zentimeter dicke Holzstange bei sich, an deren einem Ende ein scharfes Messer angebunden ist. Hiermit kann er mit Leichtigkeit alles, was er mit der Hand nicht erreichen kann, abschneiden, so daß er es nur aufzufangen braucht.

Wie man sich gegen diesen Trick schützen kann, weiß wohl jeder.

*

Neben diesen Gaunertricks gibt es noch zahlreiche andere, die aber zum größten Teil bekannt sind und weniger angewandt werden

Wußten Sie dies?

...daß die Missionare der Jesuiten als Kirchenglocken auf den Philippinen hohle Bambusstücke gebrauchen?

*

...daß im Eiffelturm ein Thermometer von 130 Meter Länge mit einem Meter Gradabstand angebracht ist?



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

(8. Fortsetzung.)

Aber Otto beobachtete, wie ein dunkelbrauner Herr, der der Probe zusah, vor Lachen sich nicht mehr halten konnte. Der Schriftsteller stutzte. War dieses Kauderwelsch vielleicht sogar das Richtigere, Wirkungsvollere?

Er ging zu dem Herrn hin und verbeugte sich: „Gestatten, Otto Borke. Sprechen Sie Deutsch, mein Herr?"

Der Fremde verneigte sich ebenfalls. „Alfonso Lorenzo. Ich spreche Deutsch — leidlich, Sennor!"

„Sie haben eben so herzerquickend gelacht, mein Herr! Gefällt Ihnen unser Clown? Er will mit dem Spanischen nicht zurecht kommen."

„Oh . . . gut . . . sehr gut so! Meine Landsleute verstehen ihn . . . oh sehr gut! Gibt es Indios bei uns . . . sprechen nicht besser . . . Lachen . . . immer Lachen . . . soll sprechen so . . . alles lachen sich kaputt!"

„Sie meinen also, daß wir uns keine Mühe geben sollen, ihn besser in die Kunst des Spanischen einzuführen?"

„No, no . . . nir mehr . . . gut so! Erfolg . . . viel großer Erfolg. Wird sich biegen alles rund vor Lachen. So lassen!"

Da war Otto zufrieden. —

Hollerbek benutzte die Seereise um auszuspannen. Er war doch schon an die Sechzig und die Strapazen der letzten Monate machten sich bemerkbar.

Um so aktiver war Markolf, der eifrig mit exerzierte. Alle Artisten trainierten fleißig. Im Turnsaal des Dampfers war immer Betrieb, auch das Schwimmbad wies viele Besucher auf.

Man mußte dafür sorgen, daß die Glieder geschmeidig und straff blieben.

* * *

Toni saß am dritten Tage der Reise nach glücklich überstandener Seekrankheit, die sie aber nicht viel geschüttelt hatte, an der Reling und schaute über das sonnenbestrahlte Meer.

Anita kam eben von der Probe, die sie mit den Girls hatte. Die verschiedenen Tänze erforderten eine Unsumme von Arbeit an Proben und Arrangieren.

Die beiden Mädels duzten sich. Anita kam oft zu Toni und vertraute ihr alles an, was sie bewegte.

„Bist du zufrieden, Anita? Macht es sich mit deinen Zöglingen?" fragte Toni die Freundin.

„Oh sie geben sich große Mühe. Ich denke, daß wir wieder Erfolg haben werden. Hoffentlich macht uns das Klima keinen Strich durch die Rechnung. Brasilien soll sehr heiß sein!"

„Der erste Monat, der muß überwunden werden. Dann haben wir uns sicher alle akklimatisiert. Wir kommen ja nicht so tief ins Innere des Landes. In Rio soll das Klima durch die See herrlich sein."

„Ja! Salieri hat mir auch davon erzählt. Vor dem Kriege war er drüben. Man sieht's dem Manne übrigens nicht an, daß er schon in die Sechzig ist."

„Artisten schätzen ist schwer! Wie alt bist du eigentlich, Anita?"

Freimütig antwortete das Mädchen: „Ich bin genau so alt, wie ich ausschaue, Toni!"

„Vierundzwanzig, würde ich raten!"

„Aber du weißt es doch aus meinen Papieren, sechsundzwanzig Jahre bin ich alt. Schönes Alter für ein Mädel. Da sind die meisten schon glücklich verheiratet!"

„Möchtest du das auch sein, Anita?"

„Wer möchte das nicht! Glücklich verheiratet, einen Menschen um sich haben, der es wert ist, daß man ihn umsorgt, einen Menschen . . . den man lieben kann, und der einen wiederliebt. Ach, kann es was Schöneres geben? Wir beide stehen doch ganz allein auf der Welt. Unsere Eltern sind tot. Du hast überhaupt keine Verwandten mehr. Ich habe noch einen Onkel, der ist Großkaufmann. Und dann zwei alte Tanten, die im Stift sind samt ihrem Vermögen. Für die bin ich als Tänzerin die verlorene, unmoralische Tochter. Die haben ja keine Ahnung von meinem Beruf; was für eine Unsumme von Fleiß meine Arbeit verlangt. Unmoralisch! Hast du schon unter Künstlern viele wirklich unmoralische Menschen gefunden?"

„Nein . . . bis jetzt nicht!"

„Es gibt sicher auch unter uns schlechte Menschen, leichte, liederliche Charaktere; aber doch recht selten. Wir sind meist bürgerlicher, als die anderen Berufe. Ja, wir müssen es sein. Unser Beruf zwingt uns dazu. Das sagt Herr Borke auch."

„Der gute Otto!" lachte Toni und sah, wie Anita Garry leicht errötete.

„Magst du ihn gut leiden?"

„Das tun wir wohl alle, meine Liebe. Aber ich glaube . . . in ein Herz hat sich der Schlingel besonders eingeschlichen!"

„Ach, in welches denn?"

Da nahm Toni die Tänzerin am Ohrläppchen und zog sie sanft näher: „Kleine Heuchlerin!"

„Aber Toni!" Purpurrot wurde nun Anita.

„Siehst du, jetzt bist du ganz verlegen! Du, ich glaube, Otto sieht dich auch sehr gern."

„Möglich! Aber . . . du weißt ja . . . wenn jemand das Wort heiraten sagt, dann hebt er beide Hände abwehrend in die Höhe."

„Ach, der tut sie auch wieder herunter und benutzt sie einmal, ein liebliches Mädchen zu umarmen."

„Na, das muß aber seltsam bei ihm zugehen!"

Anita seufzte ein wenig verliebt auf.

„Du", begann sie dann wieder, „übrigens hast du ja auch einen Verehrer gefunden!"

„Ich? Du träumst wohl, meine gute Anita!"

„Ach was, tu doch nicht immer so, als wenn du nicht bildhübsch aussähst. Hülle dich mal in meine Kostüme, ich glaube, daß du dann viel schöner bist, als ich!"

„Schmeichle nur immer zu, Anita!"

„Bist du denn nicht neugierig, wer dich so heiß verehrt?"

„Nein, nicht die Spur. Denkst du vielleicht an den langen Amerikaner, der immer so schafdämliche Augen macht?"

„Aber Toni, Mr. Packer ist doch kein übler Mann! Soll in Amerika ein angesehener Makler sein!"

„So jung und schon Makler!" spottete Toni. „Bei uns sind die Makler alles alte, unausstehliche Kerls. Dieser Mr. Packer sieht zu bescheiden aus, um Makler sein zu können!"

„Aber liebe Toni, er mag dämlich sein, das wissen wir beide noch nicht. Auf alle Fälle ist er ein sehr zurückhaltender junger Herr, der sich hochanständig gibt."

„Ja doch, meine gute Anita, nichts gegen Mr. Packer, aber er soll sich das Anschmachten abgewöhnen, dann tanze ich heute abend sogar einmal mit ihm!"

„Du wirst ihn . . ."

„Zum Glücklichsten aller Sterblichen machen! Kenne ich, Anita. Freust du dich auf unseren Ball heute abend?"

„Ja! Ich bin gern fröhlich!"

„Es ist im Leben viel wert, wenn man es sein kann. Ich gebe mir auch Mühe, habe Bitteres hinter mir, es ist noch nicht ganz überwunden."

Anita Garry schlang die Arme um Toni. „Sei still, kleines Mädel! Du mußt vergessen, sollst dich nicht mit traurigen Erinnerungen hinschleppen."

Tonis Augen flogen weit über das Meer.

„Ich will's auch nicht!" sagte sie einfach. „Im Leben hat mein Vater den Frieden nicht finden können, möge er ihn jetzt gefunden haben."

* * *

Der Clown Bohne war einer der erklärten Lieblinge des Publikums. Bohne, der auch im gewöhnlichen Leben diesen Namen trug, war ein kleiner, dicker Mann, das heißt, eigentlich wirkte er noch dicker durch seine komischen Flanell-Anzüge. Ein Universalgenie, in allen artistischen Sparten erfahren, ritt wie ein Wildwestmann und brillierte als fabelhafter Zauberkünstler.

Heute, an der Tafel im großen Speisesaal, saß er neben der dicken Mrs. Lauterbach, Gattin eines Fleischerporteurs aus Montevideo, die von längerem Aufenthalt in Deutschland zurückkehrte und sich recht wohl unter dem lustigen Zirkusvölkchen fühlte.

Bohne richtete an den Steward plötzlich die Frage: „Steward . . . sagen Sie, das Essen, das kost' doch bei euch nischt?"

Der Steward, ein lustiger Rheinländer, nickte ihm zu.

„Alles kostenlos, Herr Bohne!"

„Und die Löffels kann man sich doch auch einstecken?"

„Das geht natürlich nicht, Herr Bohne!" lachte der Steward, der genau wußte, daß es wieder auf einen Scherz hinauslaufen würde.

„Ja aber . . .!" tat Bohne aufgebracht. „Was andere dürfen, das darf ich doch auch! Die Dame hier hat eben zwei silberne Löffel verschwinden lassen!"

Er deutete dabei auf Mrs. Lauterbach, die erst ganz blaß wurde.

Dann fuhr sie auf und fauchte Bohne an: „Was fällt Ihnen ein! Ich . . . ich . . . und Löffel klauen? Das ist ja unerhört!"

„Aber bitte . . .!" Bohne faßte zu und holte aus dem Rückenausschnitt von Mrs. Lauterbach zwei silberne Kaffeelöffel hervor.

Die dicke Dame stieß einen entsetzten Schrei aus:

„Das . . . das ist doch . . .!"

Aber es kam noch toller. „Was haben Sie denn hier hängen?" fragte Bohne neugierig. Er faßte an ihre linke Schulter und hielt . . . ein rohes Kotelett in der Hand.

Mrs. Lauterbach schrie noch ärger auf und stieß das Kotelett von sich. Es fiel unter den Tisch. Im nächsten Augenblick hörte man Hundegebell, dann ertönte der Bierbaß eines Unbekannten: „Aber Karo, meine Wade ist doch keen Kotelett nich!"

Mrs. Lauterbach fiel fast in Ohnmacht. Die Gäste aber brachen in schallendes Gelächter aus.

Toni griff ein und bat über den Tisch liebenswürdig Mrs. Lauterbach: „Gnädige Frau, Sie werden unserem schlimmen Bohne den Scherz, den er sich als Zauberkünstler erlaubt hat, hoffentlich nicht übelnehmen. Lachen Sie mit uns! Das nächstemal ist einer von uns das Opfer!"

Mrs. Lauterbach sagte kein Wort, nickte nur mehrmals. Tonis Worte waren wie Oel auf die Wogen der Erregung und Empörung.

„Ach, Fräulein, ich war ja so erschrocken!" Dann wandte sie sich an Bohne, der mit zerknirschtem Gesicht dasaß: „Sie schlimmer Mensch! Der Hund waren Sie wohl auch?"

Bohne grinste: „Allemal, gnädige Frau, auch sein Besitzer. Ich kann ein wenig Bauchredner spielen."

Damit war der Frieden wieder hergestellt.

Abend auf hoher See. Markolf stand an der Reling und dachte, wie wunderschön das Schiff aus der Ferne anzusehen sein müsse mit seinen vielen Lichtern, die weithin leuchteten.

Die Melodien aus dem Tanzsaale klangen bis zu ihm herauf. Sie sangen und schmeichelten. Das junge Volk tanzte mit einer Leidenschaft ohnegleichen, trotz der warmen, tropischen Nacht.

Markolf atmete tief die milde, feuchte Luft des Meeres ein. Wie wohl das tat! Ganz allein mit sich zu sein, nicht immer gesucht und getroffen von den Blicken der Frauen, daß es ihn manchmal wie Trotz gepackt hatte. Was wollt ihr von mir?

Früher! Ja, da hatte er sich bisweilen auch in den Strudel gestürzt, hatte sich treiben lassen. Jetzt war etwas in ihm, das sich dagegen stemmte. Trotz war erwacht, der ihn trieb, sein Leben selber in die Hände zu nehmen, alles nach eigenem Willen zu gestalten.

Seine Augen waren klarer geworden. Er vermochte das Gemachte vom Natürlichen zu unterscheiden. Wie war das alles gekommen? Hatte das jene Li vollbracht und die Enttäuschung durch sie?

Nein! Markolf lächelte.

Nicht Li, eine andere war es. Die frische, unverdorbene Toni, die mit festen Händen das Leben anpackte und mit klaren Augen in die Welt sah.

Toni!

Daß sie schön war, das war ihm noch nie so aufgefallen als heute, da er sie beim Tanze im Arme gehalten. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, das ihre vollendete Figur wundervoll zum Ausdruck brachte und als einzigen Schmuck eine goldene Kette um den Hals. Ihr Antlitz wirkte in seiner Reinheit edel und anmutig. Ihre Art zu gehen, zu sprechen, war charmant und selbstsicher.

Eine Dame, den Eindruck hatte jeder von ihr, und als Dame behandelte man sie. Toni hatte wenig getanzt. Meist saß sie mit seinem Vater zusammen oder mit Meunier, mit dem sie immer wieder über das neue Gastspiel zu sprechen hatte. Sie war mit Leib und Seele dabei.

Plötzlich zuckte Markolf zusammen.

Eine Hand hatte seine Schulter berührt. Er fuhr herum und sah in Tonis liebes Gesicht.

„So in Gedanken, Herr Hollerbek?"

„Ich habe einmal verschnauft. Es ist kein Vergnügen, die ganze weibliche Besatzung des Schiffes aufs Parkett zu führen!"

„Ich enthebe Sie huldvoll der Verpflichtung — bei mir!"

„Tanzen Sie nicht gern?"

„O doch!"

„Aber nicht mit mir?"

„Warum nehmen Sie das an? Plaudern wir doch von was anderem! Wenn wir so an der Reling stehen, da müßten uns doch Gedanken überkommen, wie . . . Unendlichkeit des Meeres . . . grenzenloses Gefühl der Einsamkeit beim Ueberfliegen der Wellenberge! Was? Eigentlich müßte da bei uns Deutschen die dichterische Ader platzen. Hoffentlich sind Sie kein Dichter!"

„Kein Talent dazu! Wer könnte auch neben unserem großen Hausdichter Otto Borke bestehen!"

„Machen Sie sich lustig über ihn?"

„Im Gegenteil! So was von Phantasie, verbunden mit einer geradezu gigantischen Tatkraft, gibt es nicht leicht wieder. Ein Genie! Ich ziehe gern den Hut! Glauben Sie, wenn der wollte, dieser Sportsmann durch und durch, er könnte sogar das leisten, was mein Stolz ist!"

„Sie sind zu bescheiden! Aber eins freut mich, daß Sie auch anderen Ehre widerfahren lassen, vollste, uneingeschränkte Anerkennung."

Markolf lächelte. „Wenn man Artist ist, dann hat man ein Auge für alles, was Können heißt. Artisten sind gerecht."

„Sie sind ein wenig mehr, Sie sind ein Künstler!"

„Das akzeptiere ich nicht! Wir Artisten sind Könner, nicht Künstler. Das Wort möchte ich nur auf die angewandt haben, denen die Natur das Genie in die Wiege gelegt hat."

„Ist das nicht oft beim Artisten der Fall?"

„Ich glaube nein! Als Artist wird man nicht geboren. Unser Können schafft meist nur die mühevolle Arbeit. Unser Fleiß bewirkt die Leistung."

„Fleiß! Schönes Wort! Kommen Sie, das Wort muß auch jetzt zu Ehren gelangen: Fleißig tanzen!"

„Aber erst nur mit Ihnen!"

„Nein! Wir können später tanzen! Widmen Sie sich jetzt den anderen."

„Warum den anderen? Wer weiß, was aus uns noch werden kann!"

Toni sah ihn lachend an: „Ausgeschlossen!"

„Möchten Sie mich nicht?"

Er übersah im Dunkel, wie Toni ein kleinwenig verlegen wurde. „Nein . . . Sie sind mir zu schön, mein Lieber! Dann läuft Ihnen mal so eine extraschöne Schönheitskönigin über den Weg, und aus ist's mit der Treue! Sie müssen sich ein Mädel nehmen, das mindestens so schön ist wie Sie!"

Markolf lachte mit Toni, dann seufzte er: „So eine Ehe stelle ich mir aber langweilig vor!"

* * *

Toni tanzte mit dem hageren Amerikaner Mr. Packer. Der Mann war gar nicht so dämlich, wie er aussah, sondern unterhielt Toni sehr nett. Er erzählte von seiner Heimat, seinem Geschäft, berichtete, daß er in sehr guten Vermögensverhältnissen lebe und schilderte das schöne Haus, das er in der Umgebung von Neuyork besitze.

„Da müssen Sie eigentlich ganz angenehm leben, Mr. Packer!"

„O yes, aber es fehlt noch etwas zum richtigen Zufriedensein!"

„Was denn?"

„Eine Frau!"

„Aber ich bitte Sie, unter Amerikas holden Töchtern werden doch sicher Geschöpfe sein, die Sie gern heiraten möchten."

„Gewiß, aber . . . sie gefallen mir nicht . . . und nein, nein . . . meine Frau muß eine Deutsche sein — und sie muß so aussehen, wie Sie, Miß Hardenberg!"

Dabei blickte er sie strahlend und bittend zugleich an.

Toni erwiderte lächelnd den Blick.

„Ja, wo gibt's nun noch eine, die so ausschaut wie ich?"

„Die gibt's nur einmal!"

„Soll das ein Antrag sein, Mr. Packer?"

„O yes!"

„Schade! Mein erster Korb! Sie sind ein netter Kerl, Mr. Packer. Ich vermag mir vorzustellen, daß wir gute Freunde sein könnten. Aber heiraten . . . nehmen Sie es mir nicht übel: dazu langt es eben nicht."

„Oh . . . wie schade!"

„Sie finden eine andere, eine viel hübschere! Verlassen Sie sich drauf! Tanzen können Sie sehr nett!"

Dabei nickte sie ihm freundlich zu. Als der Tanz zu Ende war, führte Mr. Packer Toni an ihren Tisch zurück.

* * *

Hollerbek sah dem Balle zu und beobachtete seinen Sohn, der eben mit Toni tanzte. Meunier, der neben ihm saß, folgte dem Blick.

Plötzlich sagte Meunier: „Donna Juanita Validos wird Ihren Sohn sehnsüchtig erwarten!"

Hollerbek sah überrascht auf den Vertreter.

„Meinen Sie? Ist die Validos immer noch nicht verheiratet?"

„Nein! Seit ihre Eltern tot sind, lebt sie als Grande-Dame in Rio und kann sich mit ihrem Riesenvermögen jeden Luxus erlauben. Ich glaube aber, Sie hat Markolf noch nicht vergessen."

„Sechs . . nein sieben Jahre liegen dazwischen!"

„Was tut es! Sie ist unverheiratet und wird sicher alles dransetzen, um ihn jetzt zu gewinnen!"

„Reizende Aussicht!"

„Eine Klippe, unleugbar! Es wird aber deren noch mehr geben. Die Natur hat Ihren Jungen förmlich sehr begnadet. Dieser Typ ist selten und drüben der gesuchteste. Auf ihn fliegen alle Weiber. Ihr Sohn wird sehr viel Anwert haben, aber auch Gefahren finden. Man müßte ihnen begegnen!"

„Wie wäre das möglich?"

„Angenommen, Ihr Sohn wäre verheiratet! Oder verlobt . . . seine Braut begleitete ihn."

„Ja aber er ist beides nicht! Da läßt sich nichts machen!"

„Doch, es läßt sich was tun! Geben Sie ihm eine Pseudobraut!"

Der alte Herr lachte hell auf.

„Köstlicher Gedanke! Und wer, meinen Sie, würde eine gute Pseudobraut sein?"

„Fräulein Hardenberg!"

Hollerbek schmunzelte. „Hm . . . ich glaube, die könnte sogar noch mehr werden!"

„Wäre Ihnen das angenehm?"

„Mir? Ich heirate ja nicht! Da rede ich Markolf nicht hinein. Wenn er ein rechtes Mädel findet, mir ist dann die Aermste willkommen."

„Sprechen Sie einmal mit Fräulein Hardenberg!"

„Warten wir noch ein wenig ab, lieber Meunier. Wir werden es bis drüben vertagen."

* * *

Der Zwerg Pipo, einer der originellsten Clowns des Zirkus, verspürte ein menschliches Rühren im Magen.

„Kaffeebohne," begann er und verzog den Mund von einem Ohr zum andern. „Ich habe Hunger! Mein hochwerter Magen seufzt nach Nahrungsmittelzufuhr."

Pipo setzte dem braven Familiennamen Bohne stets ein Beiwort vor, das sich nach dem Grad seiner Laune richtete. War er besonders gut gelaunt, dann nannte er den Freund Kaffeebohne, war er poetisch angehaucht, dann verstieg er sich wohl einmal zu Feuerbohne, aber wehe, wenn er schlecht gelaunt war, dann wurde der brave Freund zur Saubohne.

Bohne sah wie von einem Turm herunter auf den Kleinen.

„Dann mußt du etwas essen, mein Söhnchen! Ich schlage vor, wir gehen hinab in den Bauch des Schiffes und klopfen bei der Küche an. Man wird uns hungernde Zwischendeckler nicht abwimmeln!"

Pipo nickte, und gemeinsam begaben sie sich auf die Suche. Erst aber lief der Zwerg noch einmal nach seiner Kajüte und zog sich einen anderen Rock an, der sich im Aussehen nicht besonders von dem angehabten unterschied, aber auf der Rückenseite lauter kleine Häkchen hatte.

Im Küchenreich herrschte allgewaltig und absolut Herr Wilhelm Großkopf, einst kaiserlicher Hofkoch, dann Chef im Adlon und anderen ersten Häusern, jetzt Oberhaupt der Küche des „Rio de Janeiro".

Großkopf war ein Ekel.

Das behauptete einstimmig sein gesamtes Personal. Unnahbar, stolz, tyrannisch regierte er in seinem Reiche.

Auf Peinlichkeit und Ordnung hielt er. Das war schön und anerkennenswert. Aber keiner konnte es ihm recht machen.

Das Personal hatte Feierabend. Auch Großkopf war nicht anwesend. Nur zwei Köche und ein paar Jungen waren noch an den Herden beschäftigt.

Als die beiden Clowns eintraten, wurden sie mit Hallo empfangen.

„Kinda!" sagte Pipo, „oben is mich zu ville Betrieb! Ick dachte, jehst mit die Kaffeebohne mal in die Küche."

„Er hat Hunger!" warf Bohne ein. „Und ich auch!"

Pipo trat zum Herd, hob sich auf die Zehenspitzen und sah lüstern in eine Pfanne, in der ein prächtiges Hühnchen schmorte.

Dann blickte er zu Bohne und blinzelte ihm zu.

Bohne verstand. Er redete das Hühnchen an: „Wo willst du hin, mein Kleines?"

Prompt kam die Antwort — Bohne produzierte sich als Bauchredner —: „In Pipos Magen!"

Die Köche wollten sich ausschütten vor Lachen. Hanns Bötter, der Koch, winkte ab: „Dat geiht nich, meine Herren, dat Huhn will unser Chef! Dat brate ick vor ihm."

Bohne und Pipo zwinkerten einander zu.

Sie taten, als kümmerten sie sich nicht mehr um das Huhn.

Bohne machte verschiedene Scherze und Kunststückchen. Niemand bemerkte, wie das Huhn aus der Pfanne wanderte, und wie Pipo mit vollen Backen hinter Bohne kaute, keiner sah, wie die Knochen in den Kohlenkasten flogen.

Bis mit einem Male der Koch in die leere Pfanne guckte. Er schrie vor Schreck auf: „Wo ist denn das Huhn?!"

In dem Augenblick trat Herr Großkopf, der Küchenchef, ein. Er runzelte die Stirn und sagte: „Was ist mit dem Huhn? Ist es noch nicht fertig? Sie arbeiten aber schnell, lieber Pötter, verdammt fix, muß ich schon sagen."

„Ja . . aber . . aber . . ich . . . ja dat geiht nich mit richtige Dinge zu! Eben war es in die Pfanne!"

Ganz ratlos sah der gute Kerl vor sich hin.

Am nächsten Herd war ein Kochjunge damit beschäftigt, Pfannkuchen zu backen. Eben tat er den letzten aus dem zischenden Fett. Die waren auch für den Küchenchef, der über einen gesegneten Appetit verfügte.

Begehrlich ruhten Bohnes Augen auf den leckeren Pfannkuchen, die lieblich dufteten.

Sein Plan war fertig. Er zerrte Pipo ein Stück mit vor, daß die Pfannkuchen hinter ihnen waren.

Dann sagte er: „Hühnchen, wo bist du?"

In dunklem Baß antwortete eine Stimme: „In Pipos Magen!"

„Was?" ereiferte sich Bohne. „In Pipos Magen? Pipo . . . du hast das Huhn gefressen!"

„Nein, nein!" jammerte der Zwerg. Aber Bohne schlug auf ihn ein. Er tat natürlich nur so, als wolle er ihn verdreschen, und bei jedem Schlag verschwand ein Pfannkuchen, bis der Teller leer war.

Dann schrie er in schrillem Diskant: „Fort mit dir, du Mißgeburt der Hölle! Hinaus mit dir!"

Pipo tat sehr ängstlich und retirierte sofort nach der Tür, verbeugte sich ein paarmal und türmte dann. Aengstlich war er dabei bemüht, daß keiner der Köche seine Rückseite sah, denn die war mit Pfannkuchen nur so behangen.

Bohne tat immer noch entrüstet.

„Nein, das . . . das ist eine Ungeheuerlichkeit! Frißt der Kerl ein ganzes Huhn auf!"

„Ich werde das dem Käpt'n melden!" schrie Großkopf außer sich.

„Das müssen Sie! Unbedingt müssen Sie das, Herr Oberkochenküchenmeister!"

Plötzlich erklang wieder die geheimnisvolle Stimme, die Bohne als Bauchredner so wundervoll produzierte: „Wat denn, rege dir man nich uff. In den Kerl seine Wampe paßt eene Jans doch ville besser!"

Die Köche und Küchenjungen standen wie erstarrt. Der Küchenchef kriegte vor Wut bald keine Luft. Er sah sich um und rief: „Wo ist der unverschämte Kerl?"

Lief dann in der Küche herum und sah in alle Winkel. An Bauchrednerei dachte er nicht.

„Der Kerl muß raus! Das melde ich! Eine Gemeinheit! Heh . . ihr steht hier herum . . . sucht doch mit! Vielleicht ist er dort unterm Ofen! Heh . . . Junge, bücke dich!"

Der Junge folgte und kroch fast unter den hochbeinigen Ofen.

Großkopf ließ sich schnaufend auf einem Stuhl nieder. Fuhr aber sofort wieder in die Höhe, denn er hatte sich in eine Schüssel mit Apfelmus gesetzt.

Bohne hatte sie ihm unbemerkt untergeschoben.

Allgemeines Entsetzen.

Der Küchenchef bekam fast einen Schlaganfall vor Schreck und Wut. Die Köche sprangen hinzu und halfen die Kehrseite ihres Gebieters reinigen.

„Der Stuhl war leer!" schrie wütend der Chef ein- um das anderemal. „Wer hat die Schüssel hingesetzt? Wer hat die Schüssel hingesetzt?"

„Kinder," sagte Bohne ruhig. „Bei euch spukt es . . . hoffentlich spukt's nicht in die Suppe . . . ich verziehe mir!"

Und schon war er draußen.

„Warum schmeißt ihr die Kerle nicht gleich raus?" wetterte Großkopf. „Passagiere haben in der Küche nichts zu suchen!"

Er schnaufte ein paarmal, dann fuhr er einen Jungen an. „Ich . . ich gehe jetzt zum Kapitän. Wenn ich zurück bin . . . meinen Kaffee und die Pfannkuchen will ich haben."

„Jawohl . . Herr Chef!" wollte der Junge sagen, da bemerkte er die leere Schüssel.

„Die Pfannkuchen sind weg!" stöhnte er auf.

„Was!" brüllte der Küchenchef wie ein hungriger Löwe. „Die haben die Kerle auch geklaut? Denen werd ich es aber versalzen!"

Und eiligst stürmte er davon.

Pipo steht an Deck des Schiffes und ißt mit vollen Backen. Man tut ihm nicht unrecht, wenn man sagt: er frißt.

Er wartet auf Bohne.

Endlich ist der auch da und grinst über das ganze Gesicht.

„Werden die Augen machen!" lacht Bohne, „wenn sie erst die leere Schüssel sehen."

Und er langt sich einen Pfannkuchen nach dem anderen von Pipos Rücken, der von der süßen Last allerdings einige Fettflecke erwischt hat, und gemeinsam schmausen sie.

Der erste Offizier kommt heran und beobachtet das komische Paar.

Er fragt verwundert: „Was essen Sie denn da, meine Herren?"

„Pfannkuchen! Haben Sie Appetit? Ich werde Ihnen auch einen aus der Luft zaubern!" sagt Bohne, bewegt die Arme und richtig, gleich hält er einen Pfannkuchen in der Hand.

Der Offizier weiß, daß die beiden Artisten sind und weiß auch, daß es nichts als ein Trick ist, aber die Präzision verblüfft ihn. Als wenn der Pfannkuchen aus der Luft käme, so sah es aus.

Er nimmt ihn und beißt hinein.

Tatsächlich ein richtiger gefüllter Pfannkuchen. Schmeckt ausgezeichnet.

„Wo habt ihr die her, Jungens?"

„Aus der Küche!" flüstert Bohne. „Aber dichte halten! Der Küchenchef wird jetzt gerade einen Wutanfall erleben."

Der erste Offizier kann Großkopf genau so gut leiden, wie die anderen, er nickt dem Paar lächelnd zu, erhält noch einen Pfannkuchen und geht dann weiter inspizieren.

* * *

Großkopf beschwert sich beim Kapitän.

Kapitän Krüger, dieses Original, lacht innerlich und muß sich sehr zusammennehmen, daß er nicht laut herausplatzt.

„Also — ein Huhn haben die Kerle aus der Pfanne geklaut?"

„Jawohl, Herr Kapitän! Mein Huhn! Und an die zwanzig Pfannkuchen auch!"

„Hm . . . und wer hat es gesehen?"

„Gesehen hat es niemand. Das sind ja die reinsten Zauberkünstler! Aber ich lasse mir das nicht gefallen. Da muß eine exemplarische Strafe diktiert werden. Sie müssen Direktor von Hollerbek . . !"

„Gar nichts muß ich!" sagt der Kapitän grob. „Gar nichts! Herrgott, Großkopf, Donnerwetter . . fünf Jahre fahren Sie nun schon auf der „Rio" und haben noch nicht für'n Dreier Humor gekriegt! Verstehen keinen Spaß! Das paßt mir nicht! Hören Sie, das paßt mir nicht! Lachen müßten Sie zu dem Streich . . lachen . . lachen . . dann wäre Ihnen wohler und alle könnten Sie besser leiden! Auch mit dem Personal stehen Sie schlecht. Seien Sie netter zu Ihren Leuten. Sie haben gute Leute, und ich will keinen Griesgram als Küchenchef, der ihnen die Luft nimmt! Verstanden? Schluß! Türmen Sie! Solche Kleinigkeiten mag ich nicht mehr hören!"

Mit sehr langem Gesicht zieht Großkopf wie eine gekränkte Leberwurst ab.

Trottet zurück in sein Reich. Netter sein! hat der Käpt'n gesagt. Hm . . . er denkt an die vergangenen Jahre. War doch auch mal ein lustiger Bruder. Jetzt ist er ein Fettkloß und immer schlechter Laune.

Hat ihm neulich der Obersteward nicht gesagt: „Du mußt laufen, Großkopf, dann kriegste Humor!"

Er schüttelt den Kopf. Noch mehr . . nee, das geht denn doch nicht! Netter sein! Verdammt schwere Sache.

Aber als er wieder in der Küche erscheint, sagt er doch freundlicher, als es sonst seine Art ist, zu dem Küchenjungen: „Laß man gut sein, Jochen! Mach mir den Kaffee . . und . . eine Semmel mit 'nem Stück kalten Braten tut's auch."

Die Köche atmen auf.

Großkopf will noch etwas tun. „Spaßige Kerle, was?"

„Jawohl, Herr Chef!" sagt das Personal etwas unsicher und grinst dann doch über das ganze Gesicht.

„Habe sehr gelacht beim Kapitän! Gott, man nimmt so was nicht so tragisch." Und dann zieht er sich zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Es geht nicht mehr

Sie sehen zum Fenster hinaus. Drüben auf dem Platz gehen zwei Leute vorüber, jetzt gehen sie aufeinander zu und geben sich die Hand. Sie sagen irgend etwas ... und da müssen Sie plötzlich lächeln, denn Sie wissen so genau, was die Zwei sich da sagen. Was sagen zwei Leute, wenn sie sich begegnen, auf der Straße, im Kino, im Café, unterwegs? Sie sagen: „Guten Tag, wie geht's?“

Sie ziehen den Hut, sie geben die Hand, und dann überfallen sie einander mit dieser kleinen Frage, die früher, ganz früher einmal eine freundliche Form der Teilnahme war, und die heute vollkommen starr, vollkommen sinnlos geworden ist, ja, auf die zu antworten für uns alle oft schwer, manchmal sogar peinlich ist.

Die Engländer, mit ihrer Begabung für die Vereinfachung des äußeren Lebens, haben das ganz klar schon seit langem erkannt, und haben die kleine Frage zu einer leeren Vorstell-Formel gemacht. »How do you do« sagt der eine und der andere aantwortet liebenswürdig: »how do you do« und damit ist der Fall erledigt, und keiner erwartet irgendwelche besonderen Auskünfte über das Ergehen des Befragten. Auch bei uns drücken sich heute schon viele Leute um die Antwort herum, indem sie eilig fragen: „Danke, wie geht's selbst?“ und damit die Verlegenheit auf den Frager abschieben.

Denn wie antwortet, was antwortet man gewöhnlich auf diese Frage, diese Eröffnung jeder Begegnung? Die, denen es wirklich gut geht, genieren sich schrecklich, ganz einfach und vergnügt zu antworten: „Danke, ausgezeichnet.“ Denn, um Gottes Willen, man könnte sie ja beneiden oder hinterrücks überfallen und berauben oder anpumpen oder gar um eine Stellung bitten! Und darum ziehen sie rasch eine säuerliche Miene und sagen: „Na, wie es einem so geht in diesen Zeiten!“ Und damit riskieren sie nicht einmal eine Lüge, denn das kann ja alles heißen.

Und die, denen es wirklich schlecht geht? Die haben die Wahl zwischen zwei Antworten. Entweder sie sagen die Wahrheit, mit dem Resultat, daß der Befrager schleunigst die Flucht ergreift, denn wer Pech anfaßt besudelt sich und Mitleid ist aller Laster Anfang — — oder sie antworten mit einer Lüge Sie nehmen sich vor dem Blick des Fragers zusammen und antworten tapfer: „Danke, gut.“ Und ihr abgeschabter Kragen, ihr schäbiger Anzug, ihre zerfransten Handschuhe strafen diese Auskunft so höhnisch Lügen, daß ihnen vor ihrem eigenen Schwindel die meinen, man könne auch aus wirklichem Interesse gefragt werden. Ja, das kommt sicher manchmal vor. Nur das dies meistens in anderer Form geschieht. Wenn ein Mensch, den man lange nicht sah, in der Zwischenzeit gemacht hat, wie es ihm geht, dann fragt man weitaus persönlicher: „Was machen Sie eigentlich immer?

Denn prompt den Harmlosen auf der Straße mit dieser gedankenlosen und indiskreten Frage überfallen: „Guten Tag, wie geht's?“ — —

Im Wald und auf der Heiden

Elternsorgen im Tierreich

Im Kampf ums Dasein spielt bei einzelnen Tierarten der Schutz der Brut und die Sorge um die Aufzucht der Jungen naturgemäß eine große Rolle. Sie ist zur Erhaltung der Art eine unentbehrliche Lebensnotwendigkeit. Die naheliegende Annahme jedoch, daß die höher entwickelten Tiere sich in entsprechend höher qualifizierter Weise den Jungen widmen, trifft nicht immer zu. Solche Sorge um die Nachkommenschaft ist bei den einzelnen Tiergattungen sehr unterschiedlich. Viele Fische vor allem, die doch schon recht hoch entwickelt sind, kümmern sich nach der Eiablage überhaupt nicht mehr um ihre Sprößlinge. Ja, sie suchen nicht einmal den geeigneten Platz für sie aus, sondern „verlieren“ sie ganz nebenbei beim Schwimmen. Aber hier schafft die Natur selbst in wunderbarerweise einen vollkommenen Ausgleich. Sie gibt den Fischen eine außerordentliche Fruchtbarkeit und gleicht so bei ihnen den Mangel an Pflege aus. Ein Störweibchen zum Beispiel legt während seines Lebens etwa 3 bis 4 Millionen Eier. Aus diesen Millionen Eiern entwickeln sich aber durchschnittlich, wie genaue Untersuchungen bewiesen haben, nur immer zwei Störe zu „erwachsenen“, fortpflanzungsfähigen Fischen! Umgekehrt gibt es eine Unmenge von Arten mit sehr geringer Fortpflanzungsziffer. Bei diesen Arten hat die Natur sowohl dem Männchen wie auch dem Weibchen Instinkte verliehen, die sie treu bei den Jungen aushalten lassen. Nur so können sich viele Arten im dauernden Kampf gegen andere Gattungen behaupten.

Zahlreiche Tiere sterben sofort nach der Eiablage. Vorher haben sie aber längst passende Stellen, an denen ihre Nachkommen besonders geschützt liegen, ausgesucht. Sie legen manchmal die Eier direkt in solche Pflanzen oder Tiere, die den auskriechenden Jungen gleichzeitig als Schutz und Nahrung dienen.

Eintagsfliegen und Libellen zum Beispiel falten, wenn sie Eier ablegen wollen, die Flügel eng zusammen und tauchen bis auf den Grund eines Teiches, um die Eier tief unter Schilfstengel oder Steine zu verstecken. Wer sagt ihnen, daß ihre Jungen ganz andere Lebensbedingungen brauchen als sie selbst? Angeborene Gewohnheit, angeborener Trieb? Diese dunklen Erklärungen helfen uns auch nicht weiter. Wir können nichts Besseres tun, als uns mit der Tatsache abfinden und es einer späteren Forschung überlassen, klarere Ergebnisse zu erzielen.

Auch bei vielen Wirbeltieren besteht der einzige Schutz für die Erhaltung der Art in der Auswahl ganz geschützter und gesicherter Plätze zum Heranwachsen der „Jugend“. Das Weibchen der Sumpfschildkröte steigt zur Fortpflanzungszeit aus seinen Wohngewässern und gräbt mit seinem Schwanz und den kräftigen Hinterbeinen eine verhältnismäßig tiefe Grube, um dorthin die Eier zu legen. Nach dem Legen wirft die Schildkröte wieder Sand auf und klopft die Erhöhung mit ihrem Brustpanzer glatt. Einige Arten legen ihre Eier sogar in die Nester von Ameisen und Termiten. Die geschützte Lage und vor allem die gleichmäßige Wärme sind die besten Vorbedingungen für das Gedeihen der Jungen; seltsam bleibt jedoch, daß die sonst so gefräßigen Ameisen und Termiten die Eier nicht sofort auffressen.

Grausam, doch sehr interessant verfahren die Grabwespen bei ihrer Brutpflege. Sie füllen die Höhle, in die sie die Eier ablegen, zuvor mit Raupen und Würmern, töten die Tiere aber nicht, sondern lähmen sie nur mit ihrem Giftstachel am Bauchmark. Die so getroffenen Raupen leben scheinbar lustig weiter, können sich aber nicht von der Stelle bewegen. Auf diese Weise sind die Jungen der Grabwespe während ihrer Entwicklung stets mit frischer Nahrung versorgt.

Gewisse Arten von Raubfliegen und Schlupfwespen (Ichneumoniden) legen ihre Eier in die Körper von Puppenlarven. Wenn das Junge dann aus dem Ei kriecht, frißt er seinen Wirt vo innen her bei lebendigem Leib auf!

Manche Tiere glauben die En wicklung ihrer Nachkommenscha am besten zu behüten, wenn s die Jungen bis zu deren völlige Auswachsen bei sich herumtrage Allgemein bekannt ist, daß d Stichling ein regelrechtes Ne baut. Das Weibchen legt in diese Nest die Eier und kümmert si dann nicht mehr um sie, dafü schwimmt das Männchen wä rend der ganzen Zeit, die sei Jungen zur völligen Entwicklun brauchen, vor dem Nest mi drohend aufgerichteten Stachel hin und her und läßt kein ande res Lebewesen in die Nähe seine „Kinderstube“.

Bei den Seepferdchen erlebe wir sogar das seltsame Schauspie daß das Männchen trächtig wird Jeder Seepferdsgatte trägt näm lich an der Unterseite seines Lei bes eine große Hauttasche in di das Weibchen ihre Eier legt. Er leichtert macht sich die Gattin au dem Staube während ihr Gemah mit seinem dick aufgeschwollene Leibe sich kaum aufrecht zu hal ten vermag.

Bemerkenswert ist auch eine Art brasilianischer Laubfrösche (Hyla faber). Zur Fortpflanzungszeit bauen die Weibchen in ihren flachen Wohngewässern ringförmige Wälle, die den Wasserspiegel etwa 10 Zentimeter überragen. Im Innern dieser Wälle legen sie dann ihre Eier ab, und die Jungen wachsen, während sich die Eltern in die Tag- und Nachtwachen teilen, in diesen Miniaturteichen ungestört auf.

So macht man allenthalben die Feststellung, daß die Natur, die große Mutter, überall den richtigen Ausgleich schafft und alle Existenzmöglichkeiten auf alle Lebewesen gerecht und zweckmäßig verteilt.



Von Frauen – für Frauen

[D]u und das Buch

Wahllos, ohne Unterschied in [B]ezug auf Inhalt und Gesinnung, [v]erschlingen wir gierig, was der [Z]ufall uns in die Hände spielt [u]nd was wir für notwendig hal[te]n, um nicht hinter der Zeit zu[rü]ckzustehen. Geistig verarbeitet [w]ird nur das allerwenigste da[v]on, da der aufgenommene Lese[st]off so reichhaltig ist, und so flüch[ti]g abgetan wird, daß ein norma[le]r Mensch ihn ganz einfach nicht [v]erdauen kann. Je mehr wir ge[h]etzt und überarbeitet sind, um [s]o mehr glauben wir es nötig zu [h]aben, unsere Nerven durch im[m]er wieder Neues aufzufrischen.

Da der Geist durch das Zuviel [i]n einen Zustand der Passivität [t]ritt, ist es dann bald so weit, [d]aß man sich mit Schlagzeilen, [Ü]berschriften und Schlußsätzen [b]egnügt. Jede längere Abhand[l]ung erweckt einen leichten Schau[d]er, und der Gedanke, ein Buch [z]u lesen, erscheint geradezu unsin[n]ig. Durch diese falsche Art des [L]esens bringen wir uns um viel Schönes im Leben. Wer erin[n]ert sich nicht an die Stunden rei[ch]en Glückes, die ein Buch uns ein[m]al schenkte, wenn es Aufschluß [g]ab über Dinge, die in uns wa[r]en, die uns beschäftigten und zu [e]iner Klärung drängten?

Wir sollen nicht nur lesen, um uns abzulenken, sondern wir sol[l]en lesen, um uns zu sammeln, um unsere Gedanken zu ordnen, das Leben mit verständigen Augen sehen zu lernen und unsern Horizont zu erweitern. Die meisten von uns haben nicht mehr die Energie dazu. Es scheint, als fürchten sie sich vor einer Begegnung mit sich selbst. Wir sollten es noch einmal versuchen! Es wird uns leicht gemacht, wenn man zuerst ein Buch wählt, das uns einmal etwas bedeutete. Bald hat man sich hineingelesen und fühlt beglückt, daß eine verlorene Freude auferstanden ist.



Fettflecke in Papier kann man mit Benzin entfernen. Man taucht einen Wattebausch in Benzin und legt ihn einen Moment auf den Flecken. Er ist dann ohne jedes Reiben verschwunden. (Vorsicht mit der Benzinflasche!)

*

Man verhindert das Umschlagen von Teppichecken, wenn man dicke Lagen Zeitungspapier unter die Ecken näht.

*

Wer niemals den richtigen Punkt beim Eierkochen erreicht, schaffe sich eine Eiersignaluhr an.

*

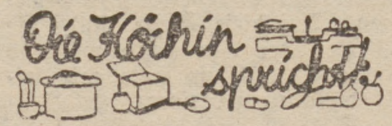
Tomaten schneidet man zierlich und ohne Saftverlust mit dem Tomatenschneider. Er rostet nicht und arbeitet stets gleichmäßig.

Gesundheits- und Körperpflege

So mancher unschöne und dicke Hals ist selbst verschuldet. Man achte darauf, daß man ihn bei anstrengenden und ungewöhnten Arbeiten nicht bläht oder krampft, sondern ihn nach Möglichkeit entspannt.

*

Die Stimme der Frau ist eine ihrer wertvollsten Reize und sollte unter ständiger Selbstkontrolle stehen. Es ist auch in erregtem Zustand nicht nötig, schrille Töne hervozubringen. Man erreicht damit nur Erstaunen und Abneigung auf der andern Seite.



Leberroulade

Man nimmt dünne Scheiben Kalbsleber, bestreut sie mit Salz und Pfeffer, bestreicht sie mit Senf, und wickelt eine Scheibe geräucherten Speck und dünnblättrig geschnittene Zwiebeln hinein und bindet sie zu. In der Kasserolle läßt man reichlich Butter gelb werden, gibt die Rouladen hinein und läßt sie bei sehr kleiner Flamme ungefähr eine halbe Stunde schmoren.

*

Reis wird sehr schmackhaft, wenn man ihn nach dem gründlichen Waschen und Abtropfen in ein Topf tut, in dem man Butter mit einer Zwiebel recht braun werden ließ. Man durchschüttelt ihn ein paar Minuten gründlich und tut dann erst Wasser darauf. Er wird dadurch körnig und pikanter, als wenn man ihn nach dem bekannten Rezept, sehr viel Wasser und im offenen Topf kochen, zubereitet.

*

Kaltes Büfett

Heringssalat.
Schweins- oder Gänseweißsauer
Kalbsbraten, Spargel und Blumenkohlsalat.
Gänseleberpastete.
Obsttörtchen und Kaffe.

*

Zander in Aspik mit Mayonaise garniert.
Fleischpudding.
Schweinebraten mit pikanten Beilagen.
Kalte Eier mit Teufelssoße.
Rostbeaf mit Bohnensalat.
Kaffee und Kuchen.

*

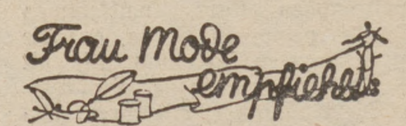
Bouillon in Tassen.
Brötchen mit Sardinen, Appetitsild, Anchovis und Sardellenpaste.
Im Ofen abgebratenes Kaßler
Gemischter Salat.
Gänsebraten.
Harte Eier und aufgeschnittene Wurst.
Kaffee.

Ein wenig Höflichkeit

Sei zu deinen Kindern stets höflich. Wenn sie spüren, daß sie ernst genommen und als Menschen behandelt werden, lassen sie sich viel leichter erziehen.

*

Wenn man in die Verlegenheit kommt, bei fremden Leuten telephonieren zu müssen, sollte man das Gespräch sofort bezahlen, auch wenn Protest erhoben wird. Man schafft sich sonst eine Verpflichtung, die das Objekt gar nicht lohnt. Daß man sich auf das liebenswürdigste für die Freundlichkeit bedankt und im umgekehrten Fall stets hilfsbereit ist, dürfte wohl selbstverständlich sein.



Für das Tageskleid ist Pepita im Augenblick besonders beliebt. Es sieht aber auch entzückend aus, wenn ein schlankes Mädchen mit schmalen Hüften so ein schlichtes Kleidchen trägt, daß nur durch die Art des Gewebes und die heiteren Puffärmel wirkt. Ein Ledergürtel ist der einzigste Farbfleck in der schwarz-weiß Harmonie.

*

Gleichfalls für das Tageskleid gedacht sind die neuen Diagonal-Gewebe. Es gibt kaum eine Stoffart, die besser geeignet ist, eine Figur schlank erscheinen zu lassen. Zu so einem Kleidchen trägt man eine schlichte weiße Ripsgarnitur, die eng Hals und Handgelenk umschließt. (Für die nicht ganz Schlanken).

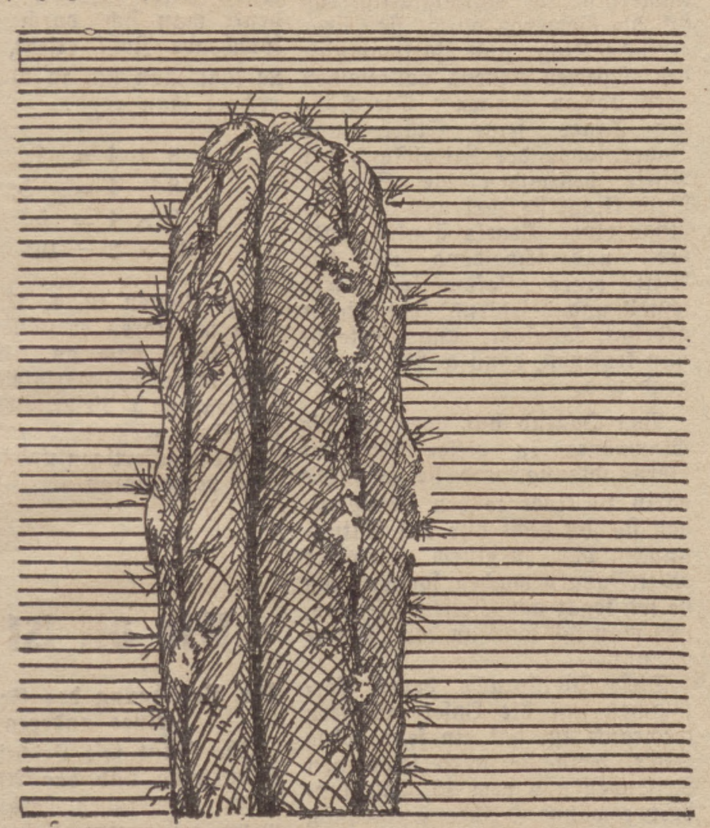


Bürokleidchen

AUS DER PRAXIS

Wolläuse an Kakteen

Der Kakteenfreund wird oft an seinen Kakteen kleine weiße Stellen bemerken. Er wird zunächst in den flaumigen Stellen eine beginnende Knospenbildung vermuten und sich vielleicht schon auf den beginnenden Blütenansatz freuen. Bald merkt er aber, daß diese Stellen nicht in die Höhe, sondern in die Breite wachsen. Er schöpft Verdacht und erkennt bei näherer Untersuchung, daß er sich getäuscht hat; denn der weiße Flaum stellt sich als Wachspanzer der Kakteen-Wollaus heraus. Entfernt er die Wolläuse mittels einer Nadel, so zeigen sich schon mehr oder weniger große Fraßwunden



an den Kakteen. Das bloße Absuchen der Wolläuse erweist sich nicht als genügende Bekämpfungsmaßnahme; denn die Eier werden übersehen, und vielfach sind versteckte Winkel Eiablagestellen, die einem selbst bei scharfer Beobachtung entgehen. Außerdem macht das Absuchen einer größeren Kakteensammlung viel Arbeit. Schneller und müheloser ist die Bekämpfung der Wolläuse mit Spritzmitteln. Vor allem Venetan-Lösung hat sich bewährt. Muß man befürchten, daß man durch das Bespritzen der Kakteen mit Venetan-Lösung nicht alle Schädlinge trifft, so empfiehlt es sich, die Pflanzen einige Minuten lang nach unten gekehrt in eine Venetan-Lösung zu tauchen. Man wird dabei Vorsorge treffen, daß die Erde nicht herausfällt und auch nicht in die Lösung untergetaucht wird.

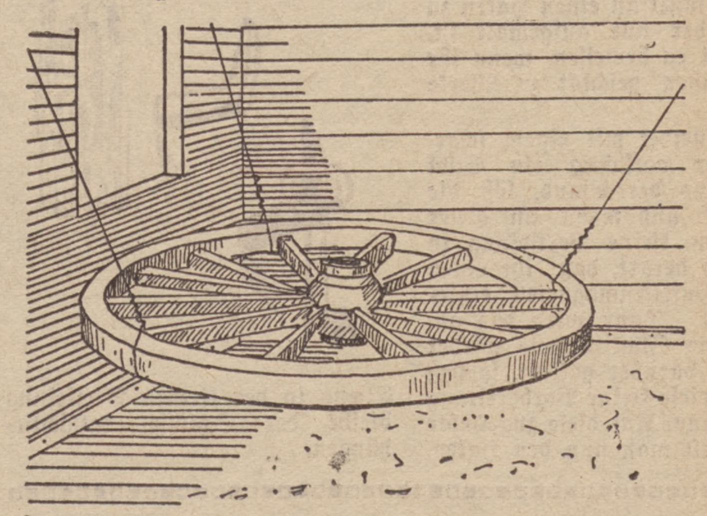
Einwintern der Petersilie

In nicht allzu ungünstigen Wintern kommt die Schnittpetersilie gut durch und bietet vor der Blütenbildung im nächsten Sommer eine Fülle aromatischen Krautes. Man braucht aber auch im Winter die Petersilie nicht zu entbehren und kann die Ueberwinterung ruhig im Freien vornehmen, wenn man einen Fensterkasten zur Verfügung hat, der im Herbst über das Petersilienbeet gestülpt wird. Es muß richtig gelüftet werden. Die schlecht werdenden Blätter sind regelmäßig herauszuputzen. Gießen ist im Winter kaum nötig. Man kann auch im August Petersilie in ein abgeerntetes Mistbeet aussäen, um sie im Winter zur Verfügung zu haben. Bei sehr strengen Wintern kann frischer Pferdedung um den Fensterkasten herumgelegt werden; es empfiehlt sich, dann auch über Nacht die Fenster mit einer Matte zu bedecken, doch soll tagsüber die Matte nach Möglichkeit zurückgerollt werden, denn die grüne Petersilie braucht Licht. Für einen kleinen Hausbedarf topft man im Herbst einige Petersilienwurzeln ein und stellt sie in die Küche. Man wird dann bei häufigem Gießen ständig genügend grüne Petersilienblätter zur Verfügung haben.

FÜR DIE PRAXIS

Geräte, die nichts kosten

Es wird oft die Beobachtung gemacht, daß Betriebe in der gleichen Lage wirtschaftlich ganz verschieden dastehen. Geht man den Ursachen nach, so zeigt sich, daß auf dem gutrentierenden Betrieb ein Praktiker sitzt, der es versteht, seine Betriebsmittel richtig anzuwenden und richtig einzusetzen, während auf einem anderen Betriebe, der nicht auf einen grünen Zweig kommen kann, ein Leiter vorhanden ist, dem die praktische Veranlagung mangelt, und der trotz allen guten Willens mit großem Aufwand immer nur einen bescheidenen



Nutzen erreicht. Vor allem in den Nebenbetrieben der Landwirtschaft, die sich nicht im gleichen Maße der Aufmerksamkeit und Fürsorge des Betriebsleiters erfreuen können wie der Ackerbau und die Großviehställe, machen sich starke Unterschiede von Betrieb zu Betrieb geltend. Hier sind schlechte Zeiten ernste Prüfsteine. Es entwickelt sich der Wille zum Sparen, aber er findet nicht immer die geeigneten Wege. Nicht Einschränkung der Betriebsmittel sondern ihre Verbilligung muß das Ziel sein. Sie ist zu erreichen; denn Not macht erfinderisch. Dafür einige Beispiele.



Man kann aus alten, abgefahrenen Automobilreifen, die sonst zu nichts mehr nutz sind, Futtergefäße für Hühner herstellen, die nichts kosten. Jeder Automobilfahrer hat abgefahrene Reifen zu Hause herumliegen. Eine solche Reifendecke klemmt man zwischen die Knie und schneidet sie mit einem scharfen Messer in der Mitte der Lauffläche rund herum durch, so daß zwei gleiche Hälften entstehen. Eine normale Automobildecke faßt in ihren beiden Hälften etwa 12 Liter Futter oder Wasser. Sollten in der Decke undichte Stellen sein, so klebt man diese mit Gummi und Gummilösung zu. Solche Decken haben für bäuerliche Betriebe noch den Vorteil, daß auch mal ein Stück Vieh drauftreten oder ein Wagen darüber hinwegfahren kann, ohne sie zu beschädigen. Dem Nachteil, daß die Hühner das darin enthaltene Futter beschmutzen oder verstreuen, kann man leicht durch Darüberdecken von Maschendraht oder eines Lattengestells abhelfen, wodurch die Hühner nur noch zwischen den Lücken die Köpfe hindurchstecken können. Die Futterverschleuderung hört dann auf.

Als Sitzstangen lassen sich leicht unbrauchbar gewordene Wagenräder verwenden. Man befestigt sie durch drei Drähte an der Decke, etwa ½ Meter über dem Erdboden. Damit das Rad nicht schaukeln kann, zieht man die Drähte nicht senkrecht nach oben, sondern etwas schräg. Man könnte auch die Räder durch Unterstützungen in der Achse aufstellen. Dadurch erschwert man sich aber die Reinigung der Ställe. Auf dem Rad eines gewöhnlichen Erntewagens finden etwa 60 Jungtiere Platz.

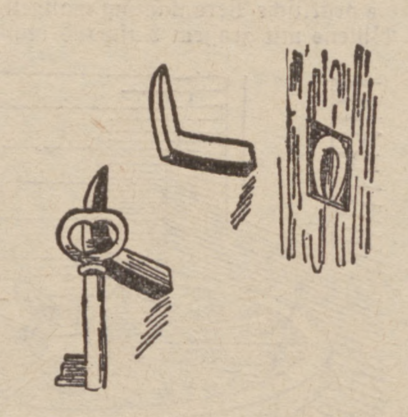
Auch sonst lassen sich mancherlei Geflügelzuchtgeräte durch Verwendung von Altmaterial leicht herstellen. Alte Dachrinnen sind gut zu Tränken zu verarbeiten. Man kann sie auch als Futterrinne an Mastkäfigen für Hähnchen benutzen, die man sich im übrigen aus großen Kisten herstellt. Alte Wagengestelle können leicht zu Junghennenwagen für den Weidebetrieb umgebaut werden oder zum Ausfahren der Futterautomaten auf Großviehweiden dienen.

FÜR DIE JUGEND

Der Zauberschlüssel

Das Kunststück besteht darin, einen Schlüssel an einen an die Wand gemalten Haken aufzuhängen. Jeder wird entgegnen, daß es natürlich ausgeschlossen ist, einen Schlüssel an einen Haken zu hängen, der nur aufgemalt ist. Ihr könnt es beweisen, wenn ihr einigermaßen geschickt zu Werke geht.

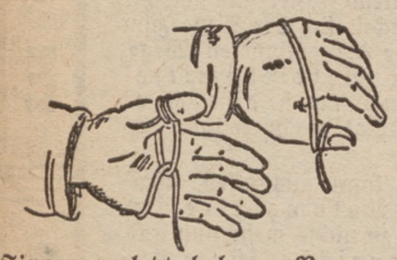
Ihr schneidet mit einem scharfen Messer vorsichtig ein Stück Tapete aus der Wand, löst die Tapete ab und macht an dieser Stelle eine kleine Vertiefung in die Wand derart, daß ihr einen kleinen Hufeisenmagneten einlegen könnt. Dann wird das abgeschnittene Stück Tapete wieder sorgfältig darüber geklebt, so daß niemand diese kleine Vorbereitung merken kann. Auf diese zugeklebte Stelle malt man nun den Haken, wie ihn die Abbildung zeigt und hängt nun einen Schlüssel dran. Durch die magnetische Kraft des



Eisens in der kleinen Vertiefung bleibt der Schlüssel tatsächlich hängen.

Wie man Bindfaden leicht zerreißt

Wenn ihr einen Bindfaden zerreißen wollt, werdet ihr euch schon oft genug die Hand oder die



Finger verletzt haben. Vorausgesetzt, daß der Bindfaden nicht allzu dick ist, könnt ihr ihn auf folgende Art, ohne euch dabei zu verletzen, zerreißen. Ihr wickelt das eine Ende um den Daumen der linken Hand, legt den Faden dann als Schleife nach der inneren Handfläche, führt ihn über den Handrücken hinweg und steckt ihn von der entgegengesetzten Seite durch die Schlinge. Das andere freie Ende faßt ihr mit der rechten Hand und zieht es kräftig an. Durch die hierbei entstehende Reibung zerreißt der Bindfaden sehr leicht.

Ein neues Spiel

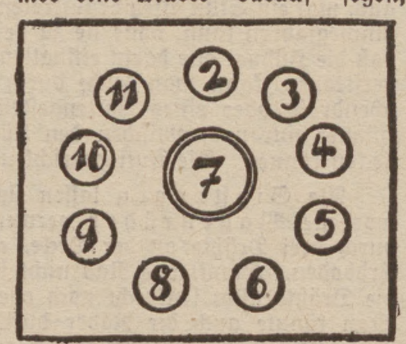
Die böse Sieben

Jetzt einmal aufgepaßt!

Ein nettes Spiel, an dem eure Freunde und Freundinnen teilnehmen können. Ihr nehmt einen Bogen weißes Papier oder weißen Karton und zeichnet darauf mit einem weichen Blei- oder Buntstift in der Mitte einen größeren und ringsum neun kleinere Kreise, genau, wie es euch die Abbildung zeigt. In die kleinen Kreise schreibt ihr die Zahlen von 2 bis 11 unter Weglassung der Zahl 7; diese Zahl kommt nämlich in den großen Kreis in die Mitte.

Jeder der Mitspielenden erhält jetzt je nach Verabredung 10 oder 20 Marken, worauf der erste mit zwei Würfeln zu würfeln anfängt. Die Zahl, die er gewürfelt hat, muß er mit einer Marke besetzen. So geht es weiter, bis ein Spieler eine besetzte Zahl würfelt. In diesem Falle kann er sich die Marke herunternehmen. Der nächste, der die leergewordene Zahl würfelt, muß sie wieder besetzen.

Wer eine 7 würfelt, muß immer eine Marke darauf setzen,



darf aber keine herunternehmen. Würfelt jemand eine 12, so darf er sich sämtliche Marken nehmen, die auf dem Spielfelde verteilt sind, einschließlich der Marken auf der 7.

Pfeifen als Sprache

Wie die Neger des afrikanischen Festlandes und andere niedrigstehende Völker in der bekannten Trommelsprache ein Mittel zur Verständigung auf weite Entfernungen besitzen, so haben die Eingeborenen der kanarischen Insel Gomera eine ähnliche Zeichen- oder vielmehr Lautsprache, die aber nicht mit Werkzeugen hervorgebracht wird, sondern mit dem Munde, nämlich durch Pfeifen.

Die Zahl der Zeichen, also der Pfiffe, ist zwar beschränkt, jedoch immerhin so mannigfaltig, daß sich die Gomeros durch sie über einfache Dinge und Vorkommnisse des täglichen Lebens vollkommen verständigen können. Die Höhe des Tones, seine Stärke und Dauer sowie der Zeitabstand der Pfiffe bestimmen die Sprache. Bald klingt sie zart und dem Gesange eines Vogels ähnlich, bald grell und schneidend, wie der Pfiff einer Lokomotive; jetzt schnell und befehlend, jetzt wieder gedehnt, langsam und bittend; nun kraftvoll, dann wehmütig, gagend usw.

Von Jugend auf üben sich die Einwohner in dieser Art der Verständigung, und sie gelangen darin zu einer solchen Fertigkeit, daß sie sich nicht nur auf Entfernungen bis zu einem Kilometer Mitteilungen machen, sondern, daß sie sich sogar am Pfeifen erkennen, wie man sich sonst an der Stimme erkennt.

Diese Pfeifsprache, deren Vorkommen auf die Insel Gomera beschränkt ist, hat ein sehr hohes Alter, denn sie wird schon von Reisenden aus dem 15. Jahrhundert erwähnt. Ihre Entstehung will man aus der Natur der Insel erklären. Diese ist wild zerklüftet und schwer gangbar, so daß die Bewohner, wenn sie miteinander reden wollen, zu beschwerlichen Klettereien gezwungen sind. Deshalb mögen zuerst wohl die Viehhirten zur gegenseitigen Verständigung durch Pfeifen übergegangen sein, und allmählich sind die Gomeros dann dazu gelangt, ganze Gespräche auf diese Weise zu führen. So werden zum Beispiel die Ankunft von Reisenden, ihre Absichten, ihr Weg, ihr Aufenthalt usw. von den eingeborenen Trägern und Führern an die Nachbarschaft durch Pfeifen mitgeteilt, und die Nachricht verbreitet sich schnell über die ganze Insel, als wäre sie telephonisch weitergegeben.

Ein interessantes Rechenkunststück

Zu diesem kleinen, gar nicht schweren Kunststück macht man sich eine Anzahl Zettel zurecht, die man folgendermaßen beschreibt:

5b	8d	6c
7 310 104	12 432 168	9 318 126

9a	4d
1 089 192	801 688

Diese Zettel verteilt man an beliebig viele Personen, läßt sich dann der Reihe nach die Ordnungsnummer nennen, z. B. 8d, und gibt sofort die darunter stehende Zahl 12 432 168 an. Natürlich hat man diese Zahlen nicht sämtlich im Kopf, sondern rechnet sich diese jedesmal schnell aus.

Die Zahlen sind nämlich aus den Ordnungsnummern folgendermaßen hergestellt. Den hinter der ersten Ziffer stehenden Buchstaben denkt man sich durch die entsprechende Zahl ersetzt, also für 8d sagt man sich 84 usw. Dann rechnet man rasch:

$$8 + 4 = 12$$
$$8 - 4 = 4$$
$$8 \times 4 = 32$$
$$84 \times 2 = 168$$

Die Zahlen 12, 4, 32, 168 sagt man mit ihren einzelnen Ziffern der Reihe nach an. Es dürfte jetzt keine Schwierigkeiten mehr machen, nach dieser Beschreibung sich eine größere Anzahl solcher Zettel anzufertigen und das Kunststück vorzuführen.

Wie alt ist er?

Die Berechnung des Geburtstags eines anderen

Ihr könnt mit Leichtigkeit den Geburtstag und das Alter jedes eurer Kameraden herausrechnen, wenn dieser eine kleine Rechenaufgabe löst, die ihr ihm aufgebt. Damit die Angelegenheit noch einen etwas geheimnisvolleren Charakter bekommt, setzt ihr euch nicht neben den die Rechenaufgabe Lösenden, sondern am besten in eine entgegengesetzte Ecke. Dann kann die Sache losgehen.

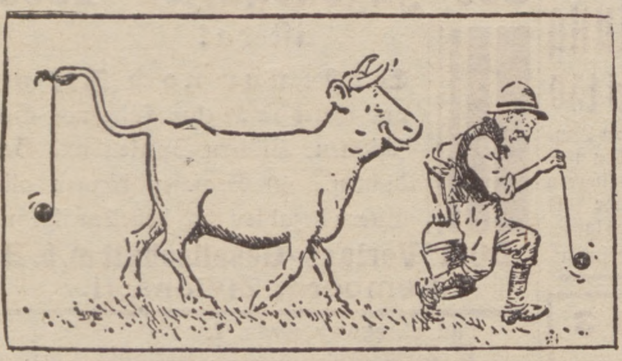
Ihr beginnt: „Schreibe den Monat, in dem du geboren bist, als Zahl hin (Januar 1, Februar 2, März 3 usw.). Hänge an diese Zahl zwei Nullen und zähle den Tag der Geburt hinzu. Multipliziere das Ergebnis mit 2 und zähle 5 hinzu. Hänge eine Null an und zähle 23 hinzu. Multipliziere mit 5 und zähle dein Alter hinzu, die vollen Jahre. Ziehe jetzt 365 ab und sage mir die herauskommende mehrstellige Zahl an." Die letzten beiden Ziffern dieser Zahl ergeben das Alter, die dritt- und viertletzte den Tag, und die übrigen den Monat der Geburt.

Ein praktisches Beispiel: Das Datum sei der 2. Februar 1920. Man hat dann zu rechnen 2 (Februar) und 2 Nullen ergibt 200, dazu 2 macht 202, mal 2 ist 404, noch 5 dazu gibt 409, und mit angehängter Null wird daraus 4090, vermehrt um 23 gibt gibt 4113, mal 5 ist 20 565, und vermehrt um das Alter (11 erhalten wir 20 576. Ziehen wir nun 365 ab, so ergibt sich die Zahl 20 211, also 2 (Monat, 02 (Tag) 11 Alter.



Lies und Lach'!





Jo-Jo auf dem Dorfe. (Humorist, London.)

„So viel Feuer habe ich in meine Melodien gelegt", schwärmt der Jüngling von seinen Schöpfungen. Und Mozart fragt sehr liebenswürdig: „Warum haben' es nit lieber umg'kehrt g'macht?"



Der Fußgänger, wie ihn die Automobilisten am liebsten sehen würden. (Vetschernjaja Moskwa, Moskau.)

„Herr Direktor, darf ich heute Nachmittag vielleicht mal frei nehmen?"

„Na, ja, sicher die Großmutter..."

„Ja, Herr Direktor, sie startet zum Langstreckenlauf Berlin—Nauen."

*

„Hier ein Photo von meiner Frau, was sagst du dazu?"

„Ah, vorzüglich", erwiderte sein Freund. „Eine Momentaufnahme?"

„Stimmt, wieso kommst du darauf?"

„Weil der Mund geschlossen ist."

*

Der Mann: „Versuche doch mal, zuerst zu denken und dann zu sprechen, meine Liebe!"

Die Frau: „Ja, aber wie soll ich denn wissen, was ich denke, bevor ich es gesagt habe?"

(Everyman, London)

*

Anekdoten um Mozart

Mozart ist zwar Zeit seines Lebens einer gewissen Befangenheit und Schüchternheit nicht Herr geworden — fast scheint es, als habe er auch seinem Genius so gegenübergestanden —, aber manchmal konnte selbst dieser liebenswürdigste Mensch ein bißchen unangenehm werden. Einmal war er eingeladen, hatte sich nicht recht wohl gefühlt, war aber dennoch, um die Gastgeberin nicht zu kränken, hingegangen. Wer aber keine Notiz von seinem leidenden Zustand nahm, war die Gastgeberin, für die der „ewig heitere Meister" eben heiter zu sein hatte. Und nach dem Essen bohrte und drängte sie so lange, bis Mozart glücklich am Spinett saß. Er spielte — ein Präludium von sechzehn Takten. Die Nase der Gastgeberin kräuselte sich: „Sooo wenig?" — „Ich habe aber auch wirklich nicht viel gegessen", meinte Mozart, stand auf und ging.

*

Da hatte ein junger Mann von Stande in Wien es sich vorgenommen, ein bedeutender, berühmter Kompositeur zu werden. Und nachdem er eine Unmasse des besten Notenpapiers unnütz vollgeschrieben hatte, ging er zu Mozart, daß er seine Arbeiten beurteile. Mozart sah sie an, zog die Brauen hoch, sagte noch nichts.



Was soll er anziehen?

Die allmorgendliche Sorge des Prinzen von Wales.

(Politiken, Kopenhagen.)

„Du kannst dir einen Schilling verdienen", sagt der alte O. Brien zu seinem hoffnungsvollen Sprößling, „wenn du den Garten umgräbst!"

„Gern", sagt der Sohn, „bitte gib mir 3 Pence Vorschuß!"

„Vorschuß?" fragt der Vater entgeistert.

„Ja", erklärt der Junge. „Ich werde die 3 Pence vergraben und dann allen Jungen erzählen, in unserem Garten sei ein Schatz versteckt!"

„Großartig", freute sich der Alte.

„Wenn sie dann das Geldstück finden, werden sie natürlich wie die Wilden buddeln."

„Ausgezeichnet", strahlte der Alte.

„Und außerdem", überlegt der Junge, „außerdem kann ich es vielleicht so einrichten, daß ich die 3 Pence selbst finde."

Da weinte der Alte vor Glück und Stolz.

*

In der Heiratsvermittlung wird nachgefragt: „Sagen Sie, der Herr Meyer hat sich doch wieder verheiratet, ist der eigentlich geschäftlich sicher?"

„I, wo, keinen Pfennig kriegt man von dem raus; mir ist er jetzt schon die dritte Frau schuldig!"

*



›Papa, warum dreht sich denn die Erde eigentlich immerzu?‹

›Verdammter Bengel, bist du etwa an meinen Rotwein gegangen?‹

(Gutierrez, Madrid.)

Der Arzt untersucht Herrn Knoll und macht ein ernstes Gesicht.

„Bei Ihrem Husten, Herr Knoll, sollten Sie keinen Alkohol mehr trinken, nicht mehr rauchen, nicht mehr tanzen..."

„Also bloß noch husten, Herr Doktor?" fragt Knoll betrübt.

*

Die Frau des Besitzers des Dorfwirtshauses „St. Georg und der Drachen" war mit dem Sohn des Gutsbesitzers durchgebrannt.

„Na, Georg, was wirst du nun machen, wo die Frau fort ist?" fragt einer seiner Freunde den Wirt.

„Gar nichts. Ich habe eben schon das Schild geändert. Jetzt heißt es bloß ‚St. Georg'."

*

Zwiebel ist dick und fett. Kann kaum gehen. Winkt einer Autodroschke.

Der Schofför hält, sieht Zwiebel von oben bis unten an und sagt: „Dürfte ick mal wat frag'n?"

„Bitte."

„Wollen Sie janz mit?"

*

Aufruhr im Warenhaus. Der Fahrstuhl ist zwischen zwei Stockwerken hängen geblieben.

Steht ein Herr im Erdgeschoß vor der Fahrstuhltür und lacht aus vollem Hals.

Sagt ein anderer: „Ich möchte wissen, was es da zu lachen gibt? Meine Frau ist in dem eingeklemmten Fahrstuhl!"

„Meine auch!"

Der Maßstab



Mark Twain war krank gewesen. Er wünschte etwas zu essen. Die Pflegerin gab ihm einen Löffel Nährsalz.

„Das ist zu wenig."

„Sie dürfen nicht mehr bekommen."

„Nun gut!" sagte Mark Twain, „jetzt möchte ich etwas lesen — vielleicht bringen Sie mir eine Briefmarke!"

Unser guter und lieber Gatte und Vater

Prof. Mieczysław Christof

hat uns am 16. d. M. für immer verlassen.

Anna Christof
und Hans Christof.

Danksagung.

Für die anläßlich des Todes meiner innigstgeliebten Gattin mir dargebrachten Beileidskundgebungen spreche ich allen meinen

herzlichsten Dank

aus.

Heinrich Schweitzer.

Lemberg, im November 1932.

Im Monate Dezember 1932 gelangen aus der

Dr. Karl Schneider-Stiftung

3 Stipendien im Gesamtbetrage von zł 150

an bedürftige deutsche Schüler und Lehrlinge einer Lemberger Anstalt zur Verteilung. Bewerber wollen ihre von der Anstaltsleitung, bzw. 2 Ausschußmitgliedern des D. G. V. „Frohsinn" befürworteten Gesuche bis 6. Dezember d. J. dem D. G. V. „Frohsinn" zukommen lassen.

(—) J. Königsfeld, Obmann (—) E. Kühner, Schriftwart.

Sąd okręgowy wydz. I.
W Złoczowie, dnia 24. września 1931.
Firm. 16/31 Nsp. 44.

Wpis zmiany do rejestru spółdzielni.

Wpisano w rejestrze spółdzielni przy firmie „Spar- und Darlehnskassenverein für die deutschen Einwohner der ev. Kirchengemeinde Józefów", spółdzielnia z nieogr. odpow. w Józefowie, że nadzwyczajne walne zgromadzenie członków uchwaliło zmianę § 1, 2, 12, 41, 45, 53 i 59 statutu wedle brzmienia odpisu protokółu tegoż zgromadzenia z dnia 28. 9. 1930. Odtąd firma otrzymuje zatem brzmienie: Spar- und Darlehnskassenverein für die Deutschen in Józefów und Umgebung, spółdzielnia z nieogr. odpow. w Józefowie. Siedziba spółdzielni jest Józefów a obejmuje ona następujące gminy: Józefów, Heinrichsdorf, Suszno, Wólka, Sabinówka, Zboiska, Romanówka, Spatkowce, Antonin, Szczygłówka, Peratyn, Torki i Stojanów.

Przedmiotem spółdzielni jest:

1. Udzielenie kredytu w formie dyskonta weksli, pożyczek skryptowych oraz rachunków bieżących i pożyczek zabezpieczonych bądź hipotecznie, bądź przez poręczenie, bądź zastawem papierów wartościowych wymienionych w punkcie 5 niniejszego paragrafu; 2. redyskonto weksli, 3. przyjmowanie wkładów pieniężnych z prawem wydawania dowodów wkładowych imiennych, jednak bez prawa wydawania takich dowodów płatnych okazicielowi, 4. wydawanie przekazów czeków i akredytyw oraz dokonywanie wypłat i wpłat w granicach Państwa; 5. kupno i sprzedaż na rachunek własny oraz na rachunek osób trzecich, papierów procentowych państwowych i samorządowych, listów zastawnych, akcyj central gospodarczej i przedsiębiorstw organizowanych przez spółdzielnie, ich związki lub centrale gospodarcze, oraz akcyj Banku Polskiego; 6. odbiór wpłat na rachunek osób trzecich, inkaso weksli i dokumentów; 7. przyjmowanie subskrypcyj na pożyczki Państwowe i komunalne oraz na akcje przedsiębiorstw, o których mowa w punkcie 5 niniejszego paragrafu; 8. zastępstwo czynności na rzecz Banku Polskiego i banków państwowych, przyjmowanie do depozytu papierów wartościowych i innych walorów; 10. pośrednictwo w zakupie i sprzedaży produktów rolnych potrzebnych dla gospodarstwa rolniczego i domowego; 11. wynajmowanie swym członkom sprowadzonych na własny rachunek maszyn i narzędzi rolniczych; 12. kupno i dzierżawa gruntów, budynków i praw dla wspólnego użytku członków, wzgl. dla uniknięcia strat; 13. dbanie o rozwój spółdzielczości, zmysłu oszczędnościowego i pracowitości, jakoteż podniesienie poziomu kulturalnego swych członków przez urządzenie odczytów, wykładów, kursów i wystaw z zakresu pracy gospodarczej i społecznej i przedkładanie czytelń i bibljotek, wreszcie przez współdziałanie w powstaniu innego gatunku spółdzielni, mających na celu dobro gospodarcze i kulturalne członków.

Udział wynosi 20 złotych.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.